



In greller Finsternis

Heiko Tessmann

Roman



Impressum

© 2024 Heiko Tessmann, Maikammer, Rheinland-Pfalz

Lektorat + Korrektorat: MT

Layout und Cover: Heiko Tessmann

Herstellung: Heiko Tessmann, Maikammer mit Sigil (Software).

Alle Personen sind fiktiver Art und frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden und/oder verstorbenen Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt. Alle Rechte liegen beim Autor. Jedwede Vervielfältigung, gleich welcher Art, ist untersagt.

Das Coverbild wurde vom Autor selbst erstellt und verwendet ein eigens gemaltes Bild dafür.

Alle Worte dieses Romans entstanden im Kopf, nicht in einer KI.

Kapitel 1

Die neue Kollegin

Ich habe sie in einem kleinen Fahrstuhl kennengelernt. Personenaufzug Nummer zwei, Postamt 1, unmittelbar nach dem Frühdienst. Es ist kurz vor neun Uhr. Direkt neben dem Aufzug steht der beste Kaffeeautomat des Planeten. Ohne jeden Zweifel. Mit einem Becher doppelten Espresso in der Hand, drücke ich den Anmeldeknopf. Es summt, die Meldeglocke bimmelt, Schiebetür öffnet und ich kann die äußere Tür aufziehen. Doppelte Sicherheit. So ist das bei der Bundespost. Mehr als drei Menschen passen nicht hinein. Kollegen oder Kolleginnen mit Klaustrophobie nutzen diesen Fahrstuhl nicht. Die Außentür schließt, wird aber im letzten Moment wieder aufgerissen. Sie tritt in mein Leben, also in die Kabine.

»Kann ich mit?«

»Klar. Ich fahr in den dritten Stock. Personalbüro.«

»Muss ich auch hin. Vertrag unterschreiben.« Ihr Gesicht ist zur Steuertafel gedreht. Ich trete bis an die Rückwand, lehne mich an. Es ist warm. Draußen wie in der Kabine. Die Luft wird schnell stickig und nichts geschieht. Sie ist einen halben Kopf kleiner als ich, schlank, drahtig, braungebrannt. Kurze, mittelblonde Haare. Ein bisschen zersaust vielleicht.

»Ich drücke mal, oder?«, sagt sie und wählt den dritten Stock.

»Okay, hab ich ganz vergessen.«

»Wie ist der Kaffee?«

»Der Kaffee ist saumäßig gut. Allerdings habe ich Espresso. Der ist um Klassen besser.« Im Postamt habe ich sie noch nie gesehen. Weder im Briefabgang noch Briefeingang, noch sonstwo im Haus. Vielleicht eine Aushilfe.

»Dann sollte ich den wohl mal probieren«, meint sie und dreht sich mir zu. Große, tiefblaue Augen sehen mich an. Schwer zu sagen, ob Augen wirklich lächeln können oder nicht, diese aber tun es. Und nicht nur das. Sogar verschmitzt grinsen, mich untersuchen, mein Gesicht abtasten, alles erfassen, sie öffnen sich geradezu, um mich in dieser engen Kabine einzufangen. Unwillkürlich schlucke ich zweimal. Oder dreimal, schlürfe Espresso und starre ebenso unverwandt zurück. Alles in ihrem Gesicht ist scharf geschnitten. Nase, Augenbrauen und ich wette, einen ähnlich sinnlichen Mund hat dieser Fahrstuhl noch nie transportiert. Dreimal Bimmeln, dritter Stock. Die Schiebetür ruckelt und quietscht sich in die Versenkung. An ihr vorbei drücke ich die Außentür auf. Stille auf dem Gang.

»Ich heiße Silvia, ohne ein Ypsilon.« Sie hebt die Hand, ich traue mich kaum, danach zu greifen. Tue es aber doch. Ein kräftiger Händedruck für so schmale Finger.

»Heinrich.«

Silvia lässt mich nicht los, zieht mich hinaus, dann erst löst sie den Griff. Ich entdecke an mir eine seltene Sprachlosigkeit. Keine Worte im Kopf.

»Also, Heinrich, ich muss zu einem Herrn Eberlein. Kennst du den?«

»Muss ich auch hin. Komm mit.«

Eberlein hat Briefe und Pakete unter sich, gibt Dienstpläne aus und kümmert sich um interne Versetzung, Entlassung oder Neuanstellung. Das Alltagsgeschäft erledigen Abteilungsleiter und Hauptdienste. Silvia hält Schritt, ich schlürfe wieder Espresso.

»Hässlicher Flur«, merkt sie an.

»Das stimmt. Alle Flure sind hässlich in diesem Gebäude. Die Büros sind hässlich, die Kantine ist hässlich, alles quietscht, rattert, knarrt und ist alt.

Aber sie zahlen gut und die meisten Kolleginnen und Kollegen sind ganz okay.«

»Bist du Postler?«

»Nein. Ich habe als Aushilfe angefangen vor einem Jahr, dann Festvertrag und inzwischen überlege ich es mir.«

»Was?«

»Sie haben mir angeboten, nach drei Jahren Festanstellung in den Mittleren Dienst einzutreten. Schulische Voraussetzungen habe ich ja. Paar Prüfungen machen, dann Postler werden.«

»Was macht man denn im Mittleren Dienst?«

»Zum Beispiel Schalter, Postfächer oder Aufsicht, etwas in der Art.«

»Du überlegst ... heißt so viel wie, du zögerst noch?«

»Ja, ich zögere noch.«

Wir erreichen Eberleins Büro, die Tür steht offen, das Telefon klingelt, dann ein zweites. Er flucht, nimmt das eine Gespräch an und hebt vom anderen Apparat den Hörer ab, legt aber gleich wieder auf.

»So kann man's auch machen«, sagt Silvia.

»Eberlein ist speziell«, merke ich an.

»Immer rein!«, ruft er und winkt uns. Ungeachtet seines Telefongesprächs. »Alle beide!« Ich lasse Silvia den Vortritt und schließe die Tür hinter mir.

»Nein! Sie habe ich nicht gemeint! Wie auch? Wir telefonieren doch, oder? Sie stehen nicht vor meiner Tür! Nein! Hab ich nicht bekommen! Geben Sie den Krankenschein immer persönlich ab! Das ist Teil Ihres Vertrags. Schon gelesen?« Eberlein runzelt die Stirn. »Natürlich kann ein Verwandter das Ding auch bringen, wenn das Bein eingegipst ist ... was soll die dämliche Frage?« Eberlein legt auf. Kein Wiederhören oder sonst was. Er schnauft

durch, zündet eine Ernte 23 an und schaut auf die Seite, an die Wand. Aber da ist nichts, außer einem Kalender des Jahres 1981, ab Juni nicht mehr umgeblättert. Nach zwei oder drei Zügen drückt er die Kippe im Blumenkübel auf der Fensterbank aus. »Man hat es jeden Tag mit einer variablen Zahl an Idioten zu tun, stimmt's, Heinrich?«

»In der Tat«, bestätige ich. Mit zwei Fingern klopft er einen Takt auf den Schreibtisch. Der zweite Apparat klingelt wieder. Er hebt ab und legt auf. Dann zieht er ein A3-Blatt unter einem der zahlreichen Stapel auf dem Tisch hervor, hebt es in meine Richtung und wedelt.

»Hier! Dein neuer Dienstplan. Aldinger hat jede Menge Ausfälle. Du musst für einige Zeit in die Päckchenstelle. Kann man nix tun.«

»Okay. Kein Problem.«

»Ja, ich weiß. Das ist ja das Problem.« Sein Blick fällt auf Silvia. »Und wer sind Sie? Gehören Sie zu ihm?«

»Nein. Ich soll mich heute bei Ihnen melden. Silvia Ketterer ist mein Name.«

Eberlein zündet eine neue Zigarette an, zieht ein paar Mal und legt sie dann in den Blumentopf. Aus einer Ledermappe nimmt er einen Stapel Papiere und liest, dann erhellt sich das Gesicht. »Ketterer ... ja, hier haben wir Sie ja, Silvia. Noch nie bei uns gewesen. Hm ...« Er nimmt den Hörer vom Apparat, wählt drei Zahlen, zieht an der Kippe und drückt sie aus. »Walter! Der Hans hier ... du brauchst doch noch Leute, gell? Also ich schicke dir Heinrich, wie versprochen, ja ... ja, heute. Und dann hätte ich noch ne junge Frau. Fängt heute an. Sie kann mit Heinrich in den Plan. Lass sie ein paar Tage mitlaufen, dann sehen wir, ob es passt. Wie? Klar, Walter, immer gerne. Adé.«

Eberlein öffnet die Ernte 23-Packung. Nur noch eine drin. Er fischt sie heraus, zerknüllt die Schachtel, wirft und trifft den Papierkorb. Ich schaue auf den Plan. Er hat mich in Tag eins eingetragen. Das bedeutet Nachtdienst, 21:00 Uhr bis 6:30 Uhr und morgen Abend ebenso. Umsonst aufgestanden heute Morgen.

»Ja, ich weiß«, sagt Eberlein und seufzt. »Zwei Tage Nachtdienst. Fahr nach Hause und hau dich aufs Ohr. Oder geh was trinken und hau dich dann aufs Ohr.« Er drückt mir einen Schlüssel in die Hand. »Hier! Geh zum Kopierer und mach einen Abzug für das Fräulein Ketterer.«

»Frau«, verbessert sie ihn.

»Na, mir egal, Fräulein, Frau, was auch immer. Jedenfalls müsst Ihr beide rüber zum Paketeingang. Sind ein paar Kollegen im Urlaub krank geworden.« Er verdreht die Augen und begutachtet Silvia von oben bis unten. »Sind Sie sicher, dass Sie hier bei uns arbeiten können?«

»Sind Sie sicher, dass Sie das anzweifeln wollen?«, haut Silvia raus und starrt ihn an. Eberlein schweigt, zieht die rechte Augenbraue hoch. Ich räuspere mich, mein Grinsen verstecke ich hinter dem Plan. Entweder er explodiert oder wird lachen. Eberlein lacht, setzt sich und legt die Papiere auf den Tisch.

»Na, Sie sind mir ja eine! Immer frei von der Leber weg, was? Gefällt mir. Unterschreiben Sie. Lesen Sie die Dienstvorschriften genau durch. Krankenschein persönlich abgeben. Heinrich zeigt Ihnen, wo es Sicherheitsschuhe gibt.« Er beugt sich nach links und sieht mich an. »Lass Sie diese Woche mit dir die Dienste machen, dann weiß Sie, um was es geht. Vielleicht kommen die Schnarchnasen bald mal aus Spanien zurück, dann schauen wir, wohin wir Sie stecken, Frau Ketterer.«

»Danke, Herr Eberlein.« Silvia hält ihm die Hand vor die Nase, er schaut drauf und greift zu.

»So! Jetzt aber raus. Ich muss arbeiten! Vergiss das Kopieren und meinen Schlüssel nicht!«

Draußen strecke ich mich ausgiebig, dann gehen wir in den Kopierraum, nehmen das Schloss ab. Ich mache zwei Exemplare, gebe Silvia eins, schließe wieder ab. »Geh schon mal zum Fahrstuhl. Ich bringe nur den Schlüssel zurück. Dann holen wir Schuhe.« Sie nickt, ist aber im 8-Tage-Plan der Päckchengruppe vertieft.

»Besonders hübsch sind die nicht«, stellt sie fest und dreht beide Exemplare nach allen Seiten. Wir stehen vor der Hauptpforte, ich hole eine Lucky Strike aus der Schachtel. Silvia sieht mich an. Offenbar raucht sie.

»Auch eine?«

»Gerne. Danke.« Ein schneller Griff und die Lucky ist zwischen ihren Lippen.

»Die Schuhe müssen ja nicht hübsch sein. Wichtig sind nur die Stahlkappen. Wenn dir eine Ameise über den Fuß fährt, wirst du dich bedanken.«

»Was ist eine Ameise?«

»Ein mechanisches Hebewerkzeug auf Rollen für Paletten.« Sie hebt die Augenbrauen und zündet die Zigarette an.

»Sinnvoller Name«, sagt sie und grinst.

»Ich gehe jetzt einen Kaffee trinken. Du kannst mitgehen, dann werde ich dir den Plan erklären.«

»Ich muss sparen. Dauert ja ein bisschen, bis der erste Lohn kommt.«

»Vergiss es. Ich lade dich ein.«

»Na gut. Wo gehen wir hin?« Das kam spontan. Jemand hupt. Ich ziehe Silvia an der Schulter neben das Pförtnergebäude, die Schranke wird geöffnet, drei Siebeneinhalbtonner verlassen den Hof und ein großer LKW fährt hinein. »Viel los hier«, merkt Silvia an.

»Jo, die drei kleinen Laster fahren zu den Landpostämtern. Pakete und Briefe hinten drin. Der Große kommt vom Paketeingang drüben am Bahnhof.« Sie zieht die Glut bis kurz vor den Filter und tritt die Kippe aus.

»Also gehen wir. Ich lasse mich überraschen.«

Wir sitzen an der Theke im Musikkeller, Kippen zwischen den Fingern. Walter stellt zwei Milchkafee aufs Holz.

»Neue Freundin, Heinrich?«

»Neue Kollegin«, verbessere ich.

»So, neue Kollegin, na dann ...«

Ein feistes Grinsen unterm Schnurrbart lässt Silvia lachen. »Sieht es nach mehr aus?«

Er zuckt mit den Schultern und trocknet weiter Cognacgläser. Bis auf einen Stammgast, sind wir die Ersten im Raum. Es riecht noch kräftig nach gestern Abend. Walter hat noch einiges an Arbeit vor sich. Kühlschränke auffüllen, jede Menge Packungen mit Scheibenkäse nach hinten räumen. Ich nehme den Zuckerspender und lasse einen Kaffeelöffel vom süßen Weiß in den Milchschaum rieseln. Silvia deutet auf den Käse. »Habt Ihr auch so was wie Frühstück?«

»Wir ham Baguette, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Kann man auch frühstücken.«

»Mit was drauf?«

Er seufzt. Bisher habe ich noch niemand um diese Zeit ein Ofenbaguette bei Walter essen sehen. »Also Käse wurde grad gebracht, wie man ja sieht, aber den Schinken habe ich noch nicht. Rüdiger kommt heute später. Gurke habe ich noch eine und zwei Tomaten, bisschen eingedellt. Willste eins?«

»Ich hätte gerne zwei.«

Walter stellt alle Tätigkeiten ein, sogar das Atmen. Es sieht zumindest danach aus. Ein wenig von unten raus schaut er Silvia an. »Du kommst aber jetzt nicht jeden Tag um diese Zeit und willst zwei Baguettes, oder?«

»Könnte schon sein«, erwidert sie. Walter wirft mir einen Blick zu, dann geht er nach hinten in die Küche.

»Um diese Zeit braucht er seine Ruhe«, erkläre ich ihr seine Reaktion. Stress ist nix für ihn.«

»Aber wenn die Bude abends voll ist, hat er noch mehr Stress. Wie schafft er das?«

»Wenn die Bude voll ist und die Flaschen sich leeren, dann ist das kein Stress. Getränke sind nie Stress. Es sei denn, du bestellst einen komplexen Cocktail. Außerdem überlässt er das Baguette machen seinen zwei Aushilfen.«

Silvia runzelt die Stirn. »Was ist denn ein komplexer Cocktail?«

»Vergiss es«, erwidere ich und schüttele den Kopf. »Die einzige Antwort wird sein: *Sauf Whiskey. Ist eh gesünder.* Er schafft es, eine gute Dröhnung hinzubekommen und das Übliche eben, Cola-Mixgetränke oder Korea.«

»Was ist Dröhnung?«

»Southern Comfort mit Cola und Zitronensaft.«

Sie verzieht das Gesicht. »Das kann man trinken?«

»Sehr gut sogar. Einziges Getränk, das keine Kopfschmerzen hinterlässt bei mir.«

»Aha, na, man muss sich ja nicht die Kanne geben, dann hat man auch kein Schädelbrummen.«

Mehr als Nicken tue ich nicht. Wir schweigen, tauchen beide die Löffel in den Kaffee und rühren um, mehr als nötig. Der Schaum ist hellbraun. Silvia nimmt den Löffel heraus, schleckt ihn ab und trinkt. »Mh! Der schmeckt richtig gut.«

»Arabica direkt aus Italien. Walters Cousin arbeitet in Mailand und schickt einmal im Monat den Kaffee von dort.«

»Es ist gut, dass ich mit dir gegangen bin. Sonst hätte ich den Kaffee verpasst.« Sie holt den Plan aus der Gesäßtasche und legt ihn auf den Tisch. »Jetzt erklär mal, bitte.«

»Ist ganz einfach«, sage ich und entfalte das Papier. »Immer zwei Leute haben zusammen Dienst. Tag eins und zwei Nachtdienst, wirst du zwei, hast du am nächsten Tag frei, eins wird zu zwei und Tag acht rückt von hinten auf eins. Tage können aber unterschiedliche Uhrzeiten haben, deswegen stehen oben acht Wochen und links acht Tage. Tag fünf hat in Woche sechs den Samstag, also keine Doppelschicht, nur bis 14:30 Uhr und du ist alleine. Tag sechs in Woche sieben ist Sonntagvormittag bis 13:00 Uhr, unter der Woche bis 14:30 Uhr. Datum ist in dem Fall völlig unwichtig. Du musst nur deinen Startpunkt wissen, also heute mit mir Tag eins.«

»Ausgeklügelt«, sagt sie und nimmt den Plan in die Hand. »Und was muss ich tun?«

»Der Nachtdienst verteilt immer die ankommenden Pakete. Der Tagdienst erledigt die abgehenden Päckchen.«

»Aha. Deswegen Päckchengruppe.« Ich nicke. Walter kommt. Es duftet nach geschmolzenem Käse.

»Ein Baguette ist ein bisschen schwarz am Ende. War zu nahe an den Heizstangen. Hab's abgekratzt. Ist okay, oder?«

»Klar, der Hunger treibt's rein.«

Er legt ein säuerliches Gesicht auf. »Meine Baguette schmecken immer. Hab noch Knoblauch drauf geschnitten und ne Peperoni.« Silvia lacht. Walter merkt, dass sie ihn auf den Arm genommen hat, zieht die Augenbrauen hoch und da bleiben sie für ein paar Augenblicke. Ich muss an Oscar in der Mülltonne denken und grinsen. »Nur Kollegin, sagst du?«

»Nur Kollegin«, versichere ich ihm. Walter schüttelt den Kopf. Silvia beißt genüsslich ins Brot, kaut, trinkt einen Schluck und sieht mich an.

»Ich muss dich noch was fragen. Vorhin hast du gesagt, es wäre kein Problem, woanders zu arbeiten, und er meinte: Ja, das wäre ja das Problem. Das habe ich nicht kapiert.«

»Das ist schnell erklärt. Je mehr du kannst, desto mehr wirst du hin und her geschoben.«

»Also ist es besser, sich dumm zu stellen?«

»Da kenne ich mich aus«, sagt Walter und holt eine Ladung Gläser aus der Spülmaschine. Wir lachen. Silvias Augen lachen.

Kapitel 2

Woche eins, Tag eins

»Das sieht alles ein wenig anders aus, als ich es mir vorgestellt habe.«

»Mach dir keinen Kopf, Silvia. Das kriegen wir schon hin. Ist alles etwas gröber, aber wir sind jederzeit da, um dir zu helfen.« Von linker Seite hört man ein Krächzen, dann ein Rauschen. Abgehackte Stimmen, es rattert und wird lauter. Ein Waggon schiebt sich langsam an uns vorbei. Auf dem rechten Puffer steht ein Rangierer, die Fernsteuerung der Lokomotive vor dem Bauch. Er grüßt durch Nicken. Ein zweiter Waggon, der dritte und am Ende die Nummer vier. Sie werden langsamer, dann kommen alle mit einem kurzen Quietschen zum Stehen, es zischt. Die Druckluftbremsen gehen zu. Der Kollege vom Rangierdienst kommt, erzählt seinem Fahrdienstleiter, dass die Waggon im Gleis sind. Mit Knopfdruck kuppelt er ab. »So, Kollege!« Ein Blick zu Silvia. »Und Kollegin. Macht die Dinger schnell leer. In ner halben Stunde will ich rausziehen, halbe Stunde später kommt auf eins der Eilzug nach Stuttgart. Bis dahin will ich die zweite Fuhre drin haben.«

»Ich ruf dich an«, sage ich. Er geht mit erhobener Hand Richtung Lokomotive. Silvia tippt auf meinen Unterarm.

»Schaffen wir das?«

»Klar, geh mal bitte in die Halle und hol die beiden anderen. Ich mache die Waggon auf.« Sie läuft Richtung großer Halle. Ich durchtrenne die Plomben, entriegle die Türen, schiebe sie auf, lege die Alurampen in die Einhängung. Alle vier sind voll, in jedem 24 Behälter. Stimmen hinter mir. Richard und Klaus umkreisen Silvia. Woher kommst du? Heute angefangen? Und gleich Nachtdienst? Bist du jetzt immer bei uns? Ein Blick auf die Uhr

ist angebracht. Die Zeit läuft. »Redet nicht so viel wirres Zeug!«, sage ich so laut, dass sie mich gut verstehen können. »Die Waggon müssen in dreiundzwanzig Minuten leer sein!«

»Jaja, keine Panik«, sagt Richard, zieht an den dehnbaren Hosenträgern der Latzhose und grinst. Ich erkläre Silvia die Behälter im Schnelldurchgang.

»Du musst ganz besonders beim Lösen der Bremse aufpassen!«, betone ich, die Hand an der Bremse. »Diesen Griff immer gut festhalten. Immer. Es kann vorkommen, dass er zurückschlägt und deine Fingernägel entfernt.«

»Ist gut. Ich passe auf.« Wir fangen an. Silvia schaut zu, was wir tun, wie wir es tun. Nach ein paar Augenblicken hat sie es verstanden, und erledigt die Arbeit, als täte sie nie etwas anderes. Manch besonders schwerer Paketbehälter oder einer mit kaputten Rollen widersetzt sich, aber wir ziehen ihn zusammen aus dem Waggon. Die Zeit ist knapp, aber eine Minute vor Ende der Vorgabe sind wir fertig. Wir hängen die Rampen aus und verschließen die Türen.

»Ich hole die Papiere«, verkündet Richard und ist zwischen zwei Waggon verschwunden.

»Was für Papiere?« Silvia streckt sich und sieht mich dabei an.

»Auf der anderen Waggonseite sind Frachtpapiere. Die müssen wir einsammeln. Aber das kann gefährlich werden, wenn gerade ein Zug vorbeifährt. Das erledigt also immer einer der alten Hasen.«

»Nicht auf die andere Seite gehen. Kann ich mir merken«, wiederholt sie. Der Weichenmotor ist deutlich zu hören, das Klacken, wenn die Schiene arretiert.

»Sie kommen«, sagt Klaus.

»Das Neonlicht ist furchtbar«, stellt Silvia fest. »Draußen stockdunkel, hier drin dieses grelle Licht. Da wird man auf Dauer doch blind, oder?« Sie beißt in eine Käsestulle, kaut und sieht uns der Reihe nach an.

»Frag mich«, sagt Richard. »Ich mach das jede Nacht. Schon seit zwei Jahren.« Silvia hebt die Augenbrauen.

»Seit zwei Jahren Nachtdienst? Hier drin?«

»Freiwillig«, ergänzt Klaus.

»Depp!«, erwidert Richard. »Wer macht schon freiwillig zwei Jahre Nachtdienst hier?« Silvia fängt meinen Blick auf.

»Er braucht das Geld«, sage ich. »Viele Kinder, Haus gebaut, das würde man nicht hinbekommen als normaler Posthauptschaffner.«

»So ist es«, bestätigt Richard.

»Wie viele Kinder hast du denn?«, hakt sie nach.

»Zu viele ...«, wirft Klaus ein.

»Sieben Kinder, zwei Hunde und eine Frau.«

»In dieser Reihenfolge«, ergänze ich.

»Und einen Schwager mit Getränkehandel«, sagt Klaus. »Deswegen sind unsere Bestände immer gut gefüllt.«

»Welche Bestände?« Silvia steckt sich den Rest der Käsestulle in den Mund, kaut und lehnt sich zurück. Klaus grinst und Richard öffnet ein weiteres Export.

»Na, die Bierbestände!«, kommt es von beiden gleichzeitig. Silvia zündet eine Lucky an und inhaliert tief.

»Aha. Ich habe mal gelesen, dass Alkohol verboten ist bei der Bundespost«, sagt sie und schaut uns an. Wir müssen lachen. Herzlich und ausgiebig.

»Der war gut«, stellt Richard fest und Silvia grinst. Dann zwinkert sie mir zu. Wäre ich nicht gerade still, würde ich es jetzt werden.

»Wie lange ist noch Pause?«, will sie wissen, zieht an der Lucky und nimmt sich ebenfalls ein Export, legt zwei Mark auf den Tisch. Mit dem Feuerzeug hebt sie den Kronkorken ab.

»Bis die Aufsicht kommt«, sagt Klaus. »Also eine Viertelstunde vorher fangen wir wieder an. Manchmal kommt sie auch nicht, ruft nur an und will wissen, ob alles in Ordnung ist und wie viele Pakete kommen werden.«

»Und wann kommt die Aufsicht?«

Richard schaut auf die Uhr. »So gegen 4:30 Uhr. Gegen 5:00 Uhr werden noch mal Waggons ins Gleis geschoben, falls noch welche da sind oder der Nachtzug ein paar gebracht hat. Um 5:30 kommen dann die Kollegen. Meist gehen wir dann nach Hause.« Jetzt schaut Silvia ebenfalls auf die Uhr.

»Das heißt, wir haben jetzt frei?«

Ich nicke. »Jeder von uns muss dreißig Behälter in der Nacht verteilen. Je nach Inhalt und unserem Zustand, schaffen wir die bis Mitternacht. Soll erfüllt. Du läufst noch außerhalb der Reihe.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Also ich leg mich aufs Ohr«, sagt Richard. Klaus nickt und trinkt seine Flasche leer. »Ich auch. Muss noch Schlaf nachholen vom Wochenende.«

»Und du?« Silvia sieht mich an. Aus dem Rucksack nehme ich ein Buch.

»Ich setze mich raus auf die Rampe und lese ein Buch. Ein zweites habe ich immer dabei, falls du was lesen möchtest?« Silvia seufzt und schaut wieder auf die Uhr.

Einen der Paketbehälter, die wir nach dem Leeren zusammengeklappt und auf Seite gestellt haben, ziehe ich auf die Rampe, bis vor an das

Einhängeprofil, direkt ans Gleis, klappe ihn auf, lege den Bremshebel um. Boden und Rückwand polstere ich mit Dutzenden von Postsäcken aus. Eine Art rudimentärer Sessel, aber sehr bequem. Da hinein setze ich mich, strecke die Beine aus und trinke einen Schluck vom Export. Aus dem Hosenbund ziehe ich einen Bukowski-Roman, den ich vor einigen Tagen gekauft habe, *Das Liebesleben der Hyäne*. Im Westen eine Kette roter Lichtsignale, der Bahnhof. Im Osten die beiden Gleise Richtung Mühlacker. Ein Signal zeigt Fahrt. Im Neonlicht fällt das Lesen leicht. Nach kurzer Zeit kommt Silvia, steht vor mir und mustert das Möbelkonstrukt.

»Das sieht sehr professionell aus«, stellt sie fest. »Ist da noch Platz für mich?«

»Jederzeit.« Ich rutsche ein Stück nach rechts, sie setzt sich, streckt die Beine lang, bietet mir eine Camel an, die ich dankend nehme.

»Was liest du?«

»Bukowski. *Das Liebesleben der Hyäne*.«

»Ist das gut?«

»Aus dem prallen Leben. Lustig, traurig, fatalistisch, pragmatisch, voller Alkohol, Gefluce und unmöglicher Situationen.«

Sie lacht und zündet unsere Kippen an. »Also hat er ein Buch über mein Leben geschrieben?«

»Ich weiß nicht, wie dein Leben ist. Es gibt aber viele Parallelen zur Post. Ich lese dir mal eine Stelle vor. Pass auf ...«

Silvia trinkt, inhaliert und schaut mich von der Seite an. Ich blättere zurück zur Stelle mit dem Korbstuhl, dem Monster, wie Bukowski schreibt. Seine Freundin hat ihn verlassen und er will endlich alle Möbel von ihr aus der Wohnung haben. Weil sie das nicht schafft, lädt er seinen Käfer voll Klamotten, Kisten und am Ende den monströsen Korbstuhl aus Weiden

geflochten. Der aber passt nicht mehr in den Käfer. Bukowski will das nicht einsehen, schiebt, drückt, wird wütend, mit aller Kraft presst er und zwei Beine des Stuhls fressen sich knirschend durch die Windschutzscheibe. Auch egal, denkt er und fährt durch halb Los Angeles mit den Stuhlbeinen aus der Scheibe ragend. Natürlich lachen ihn alle Menschen aus, die das sehen. Und Geld für eine neue Scheibe hat er nicht. Als er ankommt, sagt seine Freundin, dass sie wieder einzieht und er fährt alles wieder zurück in die Wohnung. Ein paar Tage später ist sie wieder weg, aber dieses Mal schmeißt er den ganzen Plunder einfach aus dem Fenster im zweiten Stock. Auf den Rasen. Die Nachbarschaft kommt und bedient sich.

Ich schweige und trinke ein Viertel vom Export. Vorlesen macht durstig. Silvia lacht. So ein Lachen, in das man sich gerne hineinlegt. Als sie sich beruhigt hat, schüttelt sie den Kopf. »Und das ist Literatur?«

»Eine Frage, die sich nicht stellt, aus meiner Sicht. Es ist das Leben. So wie es jeden Tag passiert. Ich mag solche Geschichten. Da ist immer was tragikomisches drin.«

»Und dein zweites Buch?«

»Steinbeck, *Die Perle*. Hab ich vorgestern gekauft.«

»Steinbeck, ja, kenne ich. *Jenseits von Eden* und *Von Menschen und Mäusen*.«

»Genau. *Straße der Ölsardinen* ...«

»Okay, gib mal her, das Buch. Dann lese ich auch eine Runde. Kann ja nicht schaden.«

Silvia bekommt Steinbeck. Von Westen kommt ein Dreispitzlicht. Es wird lauter. Ein Güterzug. Kesselwagen, vierachsig, mindestens vierzig. Keine zwanzig Meter entfernt. »Junge, Junge«, sagt Silvia. »Da bekommt man ja

Angst. Stell dir mal vor, so ein Waggon entgleist, die Oberleitung entzündet, was da drin ist, dann steht hier vielleicht kein Stein mehr auf dem anderen.«

»Und wir sind vaporisiert«, sage ich. Sie nickt.

»Schönes Wort, *vaporisiert*, das gefällt mir. Auf dem Grabstein steht dann: *Hier ruht Silvia Ketterer. Sie wurde vaporisiert.*«

»Die Friedhofbesucher werden nach Hause gehen und im Brockhaus nachschlagen, was das heißt. So könnten sie noch was lernen«, sage ich und schaue nach Osten. Ein Zug ist in der Ferne zu sehen.

»Sag mal, Heinrich, wie alt bist du?«

»Fünfundzwanzig.«

»*Fünfundzwanzig* ... also könnte ein Viertel deines Lebens vorbei sein.«

»Oder ein Drittel.« Ich denke an die nächsten fünfzig Jahre. »Ich weiß nicht, ob ich das so lange durchhalten will.« Silvia nickt, schnippt die Camel aufs Gleis und trinkt leer. Sie lehnt sich an mich.

»Darf ich? Bin auf einmal ziemlich müde.«

»Ja, kein Problem.«

Sie zieht einen der Säcke von der Seite, deckt sich zu und schließt die Augen. Ihr Kopf wärmt meinen Oberarm. Bukowski lernt eine neue Frau kennen, eine Rothaarige, die besser und ausgiebiger flucht, als die nächsten zehn Rohrspatzen. Ein Rumpeln von rechts. Zwei Lokomotiven schälen sich mit Getöse aus dem Dunkeln, auf den Waggons Panzer, amerikanische M60. Silvia schläft schon tief und fest. Friedlich. Es wird keinen Krieg geben.

Das Schönste am Nachtdienst ist der anbrechende Morgen, die Stille vor dem Erwachen des Lebens, wenn der heller werdende Horizont Vögel weckt, hinter Fenstern Licht angeschaltet wird, müde Menschen sich auf die Arbeit freuen oder nicht wissen, wie sie ihr entkommen können. Der

Frühdienst ist pünktlich, alle sitzen in der Halle, trinken ein letztes oder erstes Export. Ich entferne die Frachtpapiere von den neuen Waggonen, aktualisiere die Statistik im Hauptdienstbüro. Der Anruf von drüben kommt. Informationen austauschen. *Vier LKW haben wir vollgemacht, alle sind da, niemand krank. Noch drei Waggonen in der Abstellung, werden gegen neun Uhr gebracht. Die Neue hat sich sehr gut gemacht. Zu hundert Prozent für den Job geeignet.* Ein *Gute Nacht*, dann lege ich auf. Sie werden Silvia in die Gruppe stecken. Zumindest für die nächsten zwei Wochen, da bin ich sicher. Mit der Kippe im Mund schlendere ich zur großen Halle, die Stadt erwacht. Mehr und mehr Fahrzeuge, Kehrmachine auf der Nordstadtbrücke, Linienbusse und von Westen kommt der nächste Güterzug.

Die Kollegen rätseln, ob unsere drei Spanienurlauber nun wirklich mit einem Magen-Darm-Virus im Krankenhaus sind, oder das eine clevere Maßnahme zur Urlaubsverlängerung ist. Silvia hängt wie betrunken auf dem Stuhl. Ich tippe auf ihre Schulter. Sie schaut hoch.

»Komm, ich fahr dich nach Hause.« Ein Kopfnicken, zusammenpacken.

»Bis heute Abend. Grillen wir?«

»Können wir machen«, sagt Richard. »Wer ist dein zweiter Mann heute Abend?«

»Uwe hat Tag eins. Ruf du ihn an. Ich bringe Baguette, Salat und ne Flasche Jim Beam mit. Fleisch kann Uwe von seinem Bruder besorgen. Holzkohle ist noch im Keller.« Richard nickt zu Silvia. »Ist sie heute Abend wieder mit dabei?«

»Schätze schon. Die nächsten Tage soll sie bei mir mitlaufen, laut Eberlein.« Ich hebe die Hand und mache mich auf den Weg. Silvia tritt mir nach. Die Nacht hat sie erledigt. Zwischendurch zwei Stunden schlafen

bringt bei manchen Menschen das System mehr durcheinander, als wach zu bleiben. Im Opel schraubt sie umgehend die Lehne nach hinten.

»Wohin soll ich dich denn bringen?«

»Steubenstraße, gleich das zweite Haus nach der Schmuckfirma.«

»Steubenstraße? Ist ja nicht weit von mir.«

»Wo wohnst du?«

»Benckiserstraße 22, das Haus nach der Brücke.« Das hört sie gar nicht mehr. Ihre Augen schließen sich. Ich hoffe, sie fällt nicht in den Tiefschlaf und ich bekomme sie noch aus dem Auto. Silvias Kopf an meiner Schulter kommt mir in den Sinn. Eine angenehme Erinnerung. Vertraut und doch schon wieder weit weg. Nachtdienst hat die seltsame Angewohnheit, Erinnerungen fern in die Vergangenheit zu schieben. Man lebt in einer parallelen Zeitlinie. Kommt die Sonne, wechselt man wieder ins gewohnte Leben. Silvias Hand rutscht von ihrem Schoß auf die Handbremse. Vorsichtig lege ich sie zurück und fahre los.

Kapitel 3

Zur besonderen Verwendung

Silvia hat man in der Gruppe gelassen. Ihr Bild klebt an der Innenseite meines Schädels und rutscht nicht in die Tiefe des Vergessens. Ich werde nervös. Zu oft denke ich an sie. Ihr Dienstplan hängt am Schwarzen Brett, ich weiß, wo sie wohnt, die vierhundert Meter von meiner Wohnung zu ihr sind schnell überwunden. Stattdessen sitze ich im Musikkeller, Walter fragt genau einmal nach meiner Kollegin. *Hat Dienst*, sage ich und schaue ins Glas, um zu kontrollieren, ob die Zitronenscheibe schwimmt oder untergegangen ist. Aus dem Rucksack nehme ich den kleinen Block, einen Kuli und lege beides vor mich.

»Mal wieder schreiben?«

»Muss sein«, sage ich. Walter nickt mit zusammengepressten Lippen. Vier Gäste sind noch im Lokal, kurz nach vierzehn Uhr.

»Haste heute Dienst gehabt?«

»Ja, bis vor einer Stunde. Bin jetzt bei den Paketzustellern. Seit Mittwoch. Fehlen mal wieder Leute.«

»Ist ja wie überall«, meint er. Ich weiß nicht, wie es überall so ist, aber bei der Post fehlen ständig Leute. »Wo fährste denn Pakete aus?«

»Bezirk 1026. Steubenstraße, KF, Rodrücken, Gustav-Rau hoch, Werner-Siemens-Allee, links Oechslestraße bis Morsestraße.«

»Ziemlich viel, oder?«

»Geht, viele alte Leute, kleine Schmuckfirmen, Steuerberater, Rechtsanwälte. KF ist scheiße. Jede Menge Treppen, schwere Pakete und Kataloge. Deswegen ist der Stammzusteller wohl weg.«

»Weg? Wohin weg?«

»Krankenhaus. Ist wohl für länger. Vielleicht Kreislauf. Danach kommt dann noch Reha und Rekonvaleszenz. Gefunden hat ihn die Frau von der Metzgerei.«

»Ja«, sagt Walter und hält das Whiskyglas gegen das Licht. »Wir haben alle körperliche Grenze. Einmal drüber, wird es nie wieder wie zuvor.«

»Wohl wahr. Na, jedenfalls habe ich jetzt den Bezirk auf unbestimmte Zeit. Mach mir bitte noch einen Southern mit Cola und Zitronensaft.«

»Kommt.«

Das Blatt vor mir ist immer noch weiß. Ein unbeschriebenes Blatt. Ich muss lächeln und an Silvia denken. Mit Sicherheit kein unbeschriebenes Blatt mehr. »Sag mal, Walter ... warst du schon mal verliebt und wolltest es nicht wahrhaben?«

Er setzt den Southern ab und schaut her. »Die Kollegin?«

»Die Kollegin.«

»Ein paar Mal. Hab's immer für mich behalten. Knabber ich heute noch dran rum.« Die Cola folgt. Zwei Drittel. Dann ein Schnapsglas Zitronensaft.

»Es kann in beide Richtungen in die Hose gehen«, sage ich zum Flaschenregal. »Tue ich nichts, könnte ich ein bisschen Glück verpassen. Tue ich was und es klappt, in mein Verderben laufen.«

Walter stellt das 0,4-Glas vor mich auf einen Bierdeckel, zieht einen Strich mit dem Bleistift. Dann hebt er es wieder an. »Schau hier. Davon trinkst du genug und läufst jeden Tag in Richtung Verderben. Also red nicht so ein Blech. Immer ran an die Bulette.«

Die Bulette ... Silvia. Denke ich an sie, denke ich an die Seefahrer, die am Horizont den Rand der Welt vermuteten. Dann kann ich endlich die Worte hören, die ich schreiben will.

Stille

Ich ahne / Liebe / Brennende Sonne

in Finsternis / Flammenzungen

lautlos aus / dem Glutkörper

in mein Nichts

Vergehen im Lichtrausch / der uns umgibt

Sonntag ist es und ich bin ebenso früh aufgewacht wie jeden Tag. Das macht der Frühdienst. Hat man sich daran gewöhnt, ist die innere Uhr unversehens umprogrammiert. Selbst am Sonntag. Ich dusche, ziehe mich an und gehe vors Haus, wechsle die Straßenseite und stehe auf der Brücke. Das Rauschen der Enz an der Fallstufe hat an Kraft verloren. Der Sommer hat bisher nicht viel Regen gebracht, aus dem Schwarzwald kommt weniger Wasser. Fische sind keine zu sehen. Wie auch? Kleine Schauminseln treiben an den Ufern, ein Roller, zwei Fahrräder, ein Einkaufswagen, das sind die größeren Dinge, die ich von hier oben sehen kann. Abgesehen vom trüben Wasser. Wie weit flussaufwärts müsste ich fahren, um sauberes Wasser zu finden? Bis zur Quelle?

Es ist sieben Uhr. Langsam schlendere ich die Steubenstraße entlang, meist die Enz im Blick, ab und zu hocken Enten im Gras. Bald erreiche ich Silvias Adresse, lasse sie und den Turnplatz hinter mir, laufe über die Goethebrücke in die Zerrennerstraße zur Brezelstube. Die Betrunknen haben sich schon in ihre Betten verzogen, bis auf einen. Eingekeilt zwischen Wand und festgeschraubtem Stehtisch, döst er vor sich hin. Ich bestelle einen Milchkaffee samt Butterbrezel und nehme die Samstagausgabe der Zeitung mit zum Tisch. Stühle gibt es nicht. Nur diese Stehtische. Es muss unbequem bleiben. Niemand soll auf die Idee kommen, sich hier häuslich

einzurichten. Dafür ist der Kaffee sehr gut, die Brezeln frisch und das alles zu sehr moderaten Preisen. Die Geschäfte laufen gut. Zwischen vier Uhr und neun Uhr kommen die meisten Nachtschwärmer hier her. Doch alles ablenken hilft nicht. Die Zeitung ist langweilig, das Rätsel schon gelöst.

Silvia hat das Wochenende frei. Wahrscheinlich ist sie daheim. Hat möglicherweise einen Freund, der sich in diesem Moment noch mal umdreht. Oder ich Trottel mache mir zu viele Gedanken. Also bringe ich Tasse und Teller zurück, kaufe drei Brezeln, drei Laugenbrötchen, dann trete ich den Rückweg an. Wieder Steubenstraße. Neben der Schmuckfirma, in der mein Opa als Goldschmied gearbeitet hat, setze ich mich auf die Bank und warte. Am gegenüberliegenden Ufer fährt ein Mann pfeifend auf seinem Fahrrad, eine alte Dame mit Hund quält sich von Baum zu Baum. Ich habe Zeit und zünde die erste Lucky an. Seltsam, dass ich Paketzusteller des Bezirkes bin, in dem Silvia und ich. Sechs Parteien gibt es im Haus, zwanzig Meter weiter. Ketterer steht auf der oberen, rechten Klingel. Gleich am ersten Tag als Paketzusteller habe ich das ausgekundschaftet.

Vier Kippen später verlässt sie das Haus, geht auf die andere Straßenseite, kommt auf mich zu und bleibt wie angewurzelt stehen. Ihr Blick fixiert mich. Sie wird sich überlegen, ob das, was sie sieht, die Wirklichkeit ist.

»Heinrich ... warum sitzt du hier an einem Sonntagmorgen auf der Bank vor meiner Wohnung?«

»Ich wache immer früh auf und sonntags gehe ich meist in die Brezelstube, trinke Kaffee und lese die Zeitung vom Samstag.« Silvia setzt sich neben mich.

»Das wollte ich auch gerade machen. Also irgendwo Brötchen kaufen. Keine Ahnung, wo es Brötchen gibt.« Ich hebe die Tüte hoch.

»Drei Brezeln, drei Laugenbrötchen.« Sie kratzt ihren Hinterkopf und schüttelt die Haare.

»Als Frau könnte ich auf die Idee kommen, dass du mir auflauerst, mich mit frischer Backware in die Wohnung locken willst, um mich dann genüsslich auszuweiden. Die Welt ist voller Perverser.«

»Das ist eine Möglichkeit. Die andere Möglichkeit ist, dass ich immer noch deinen Kopf an meinem Oberarm spüre und bei frischer Backware in deine Augen sehen möchte. Und zwar ganz friedlich.« Silvia schnalzt mit der Zunge, greift in die rechte Hosentasche und hat dann einen Holzgriff in der Hand, drückt auf einen unsichtbaren Mechanismus. Aus dem Griff löst sich eine Klinge und arretiert.

»Mein korsisches Schäfermesser. Hab ich immer in der Tasche. Für die Perversen.«

Ich hebe die Tüte wieder hoch. »Und für die Brötchen.« Silvia lacht und entriegelt die Klinge. Es klickt im Holzgriff.

Spartanisch ist das richtige Adjektiv für die Einrichtung. Bloß nicht zu viel Luxus, man verweichlicht. Eine Zweizimmer-Dachgeschosswohnung, die Wände kann man kaum nutzen, wegen des Kniestocks. Nur an den beiden Giebelwänden stehen Regale. Im Schlafzimmer eine sehr große Matratze auf vier Paletten, rundherum ist nur noch ein Fußbreit Platz für eine Lampe und wenige Bücher. Die kleine Küche gefällt mir. Man sitzt zu zweit direkt unterm Dachfenster, dessen Scheibe mit Taubenkacke zugleistet ist. Aufmachen bedeutet, die Viecher verdrecken die Wohnung. Und das Badezimmer ist eine Herausforderung. Selbst für Zirkusartisten. Vom Klo kann man direkt in die kleine Duschwanne kippen.

In einer italienischen Espressokanne hat Silvia starken Kaffee gemacht, Butter und Erdbeermarmelade sind auf dem kleinen Tisch, nebst zwei Brettchen, zwei Kerzen und zwei Tassen. Damit ist die Fläche ausgenutzt.

»Waschmaschine steht im Keller?«

»Nee, ich schlepp die Wäsche in die Weihergasse in die Reinigung. Kostet nicht viel und ich hab auch nicht viel.«

»Ich habe eine Waschmaschine. Du darfst sie nutzen. Ich nehme deine Wäsche auf dem Nachhauseweg mit. Ein Angebot.« Silvia streicht ein Stück Butter auf die Brezel, beißt ab, zieht die Beine auf die Sitzfläche des Stuhls und kreuzt sie. Ich rühre einen Teelöffel Zucker in den tiefschwarzen Kaffee, probiere vorsichtig. Er schmeckt köstlich, aber weckt alle noch schlafenden Zellen auf.

»Warum solltest du das tun?«

»Was? Deine Wäsche waschen? Du kannst meine Waschmaschine gerne selbst bedienen, sie steht da und wartet, hat kaum was zu tun. Ich koche Essen, du wäschst, dann essen wir was und rauchen eine Zigarette.«

»Wie so ein altes Ehepaar, was?«

»Mein Vater hat nicht gekocht. Ich schon.«

»... hat nicht gekocht?«

»Ist gestorben«, sage ich. »Im Frühjahr.« Sie sagt nichts, nickt nicht, hält nur die Brezel und schaut mich an. Als würden meine Worte sie an etwas erinnern. Dann, nachdem ich in das Laugenbrötchen gebissen habe, legt sie die Hand auf meinen Unterarm.

»Tut mir wirklich leid. Darf ich dich fragen, warum er gestorben ist?«

»Ja, natürlich.« Ich nicke zu der Flasche Rotwein auf dem Bord über der Spüle. »Deswegen.« Silvias Hand liegt immer noch auf meinem Unterarm. Was für eine Hitze sie ausstrahlt ... dann steht sie auf, nimmt mir das

Laugenbrötchen aus der Hand und setzt sich auf meinen Schoß, drückt sich an mich, Arme hinter dem Hals gefaltet, die zerzausten Haare auf meiner Schulter. Ich weiß nicht, was geschieht. Es ist nur ein Sonntag. Ich bin früh aufgestanden. Jetzt sitze ich hier, denke an meinen Vater und weiß nicht, was ich sagen möchte.

Silvia hat sich nach dem Frühstück auf die kleine Couch gelegt, das Gesicht zur Lehne, ist bald darauf eingeschlafen. Ich sitze in der Küche, habe das Geschirr gespült, Tisch und Spüle abgewischt und in ihren Büchern nach gutem Lesestoff gesucht. Auf einem der Stapel fand ich Bonjour Tristesse. Jetzt ist es schon Nachmittag und ich lese immer noch. In den Seiten taumeln die französischen Protagonistinnen und Protagonisten einem Endpunkt entgegen, dem Unfall von Anne. Am Ende sind sie über Bande gespielte Billardkugeln in einem Pool aus Tradition, Konvention und dem Erschnupern von Freiheit. Allerdings haben sie das Prinzip von Freiheit nicht ganz verstanden, meine ich und lege das Buch auf den Tisch. Mein Blick geht zur Rotweinflasche, mein Denken in den Musikkeller, zu Southern Comfort mit Cola. Ich spüre einen regelrechten Durst danach.

Silvia hustet, die Couch knarrt. Sie steht auf und erscheint im Türrahmen, Abdrücke vom Kissen im Gesicht.

»Du bist noch hier?«

»Ja, hab noch gespült, Küche etwas sauber gemacht und Sagan gelesen. Hätte ich gehen sollen?«

»Nein, schon gut«, sagt sie, gähnt ausgiebig und geht ins Bad. Erst die Toilettenspülung, dann läuft der Wasserhahn. Sie kommt zurück und setzt sich auf meinen Schoß. »Normal bleiben Männer nicht, wenn es nicht

gleich zur Sache geht. Geduld ist nicht ihre Stärke. Dann wird es schnell langweilig.«

Ich bin unruhig, habe keine Ahnung, was passiert. Musikkeller und zwei oder drei Gläser Southern, das würde mich jetzt beruhigen. Sie weiß nicht, wo es hier sonntags Brötchen zu kaufen gibt, hat sie gesagt. Solcherlei Mist fällt mir jetzt ein. »Darf ich dich was fragen?«

Sie nickt. »Alles.«

»Du bist nicht von hier, sonst wüsstest du, wo es am Sonntag Brötchen gibt. Richtig?«

»Stimmt.«

»Dein Dialekt ist ziemlich knackig. Aber ich kann ihn nicht zuordnen. Wo kommst du her?«

»Kommen tu ich aus Göteborg. Hab da in der Handelskammer gearbeitet. Bin vor vier Wochen zurückgekommen.«

»Göteborg? Ui ...« Sie sagt etwas auf Schwedisch. Ich nehme an, es war Schwedisch. Sicher bin ich nicht. Der schwedische Koch aus der Muppet-Show fällt mir ein.

»Aber geboren bin ich im Schwarzwald. Zwischen Freudenstadt und Wolfach. Ein kleines Kaff. Beerental. Niemand kennt Beerental.«

»Beerental ... zwischen Freudenstadt und Wolfach ... ist das bei Alpertsbach?«

Sie schüttelt den Kopf. »Anderes Tal. Nicht der Rede wert. Muss man mich auch nicht dran erinnern. Vor zehn Jahren bin ich weg, das war's.«

»Tut mir leid, wenn ich frage. Es interessiert mich immer, wo die Menschen herkommen und was ihre Geschichte ist.«

Silvias Augenbrauen wandern in die Stirn. »Es gibt aber viele langweilige Geschichten. Das hörst du dir immer alles an?«

»Ich glaube nicht, dass deine Geschichte langweilig ist. Viel eher denke ich, dass es tief nach unten geht und es gibt wenig Licht.«

Silvia schiebt beiseite, was ich gesagt habe. Stattdessen lächelt sie und drückt ihre Nasenspitze gegen meine. »Lassen wir das Thema. Ich würde jetzt gerne mit dir schlafen, Heinrich.« »Ich auch mit dir, aber ich werde es nicht tun.« Sie kneift die Augen zusammen.

»Warum nicht? Was spricht dagegen?«

»Ich muss erst mehr Vertrauen fassen. Sonst bin ich zugeschlossen, und das wäre weder für mich noch für dich besonders toll, nur mechanisch.«

Eine Zeit lang sieht sie mich an und nickt am Ende. »Das kann ich akzeptieren. Bist du in einer Beziehung?«

»Nein.«

»Okay, dann gehen wir etwas Vertrauen aufbauen. Wie wäre es mit einem Spaziergang im Nagoldtal? Am Bahnhof in Weißenstein ist heute Familienfest mit Eis, Kuchen und Grillfleisch. Ist für einen guten Zweck, habe ich gelesen. Wir können mit dem Bus fahren.« Silvias Augen leuchten. Das Blau überbietet sich selbst. Wie kann ich da ablehnen?

Kapitel 4

Die Kundschaft

Ich klinge mit dem rechten Ellenbogen bei einem sehr wohlhabenden Mann. Er bekommt wöchentlich vier Stapel Zeitungen irgendeines obskuren Vereins. Sie sind schwer und nur mit Mühe packe ich sie auf einmal. Rechts unterm Arm einen Stapel, mit verschweißtem Band zusammengehalten, in der rechten Hand einen zweiten, auf dem linken Unterarm die restlichen beiden, gegen die Brust gelehnt. Nach hinten gebeugt stehe ich vor der schweren Holztür und warte. Gut, dass ich ein kräftiger Kerl bin. Die Haushälterin öffnet. Ein Guten Morgen bringe ich noch raus, dann sehe ich den Rauhaardackel durch den Flur auf mich zurennen, wild kläffend, und bevor ich reagieren kann, hängt er am rechten Hosenbein, zieht, knurrt, zerrt. Ich kann es nicht sehen, aber er wird das Hosenbein in Fetzen reißen.

»Oh Gott!«, ruft die Haushälterin, schlägt beide Hände vor den Mund und starrt mich an.

»Tun Sie den Hund weg«, sage ich ganz ruhig. Anschreien möchte ich sie nicht. Die Panik steht ihr im Gesicht. Der Dackel verfällt in eine Art Blutausch. Vielleicht beißt er nach, dann ist mein Schienbein dran. Nichts tut sich bei ihr. Nur ein entsetzter Blick. »Tun Sie den Hund weg! Oder es passiert was!«

»Jaja ... aber wie soll ich das machen?! Ich traue mich nicht! Oh Gott, oh Gott!«

Ich öffne die rechte Hand. Zwölf Kilogramm Zeitungen fallen dem Dackel umgehend auf den Kopf. Der Stapel rollt auf die Seite, der Hund liegt da und regt sich nicht. Bewusstlos. Ein ordentlicher Schlag auf die Schädeldecke.

»Sie haben ihn umgebracht! Schauen Sie nur!«, schreit sie nach einer Schrecksekunde.

»Jetzt lassen Sie mich mal erst die Zeitungen reinbringen, dann kümmern wir uns um den Köter.«

»Das ist ein Rassehund«, erwidert sie entgeistert und bückt sich nach ihm, rüttelt am leblosen Körper. Er liegt auf der Seite. Die vier Pack Zeitungen stelle ich auf den Boden im Flur und gehe zum Opfer meiner Attacke.

»Holen Sie mal bitte Essig.«

»Essig? Warum?!«

»Tun Sie's einfach. Wir wollen doch wissen, ob er noch lebt, oder?«

»Jaja ... bin gleich wieder da.« Sie hastet hinein, die Schürze flattert. Mit einer Flasche Apfelessig kommt sie zurück.

»Apfelessig ist super. Weckt Tote«, sage ich, kippe davon in meine Handschale und reibe dem Dackel die Schnauze ein. Augenblicklich schreckt er hoch, springt fast einen halben Meter, jault kräftig, leckt sich über die Nase, reibt daran. Dann schaut er mich an. Ich zwinkere ihm zu. Winselnd verzieht er sich ins Haus.

»Na also, er lebt. Die nächsten Tage wird er Kopfschmerzen haben. Waschen Sie ihm mit warmem Wasser die Schnauze ein paar Mal.«

»Das alles wird dem Herrn Wölfe aber gar nicht gefallen, das kann ich Ihnen sagen ...«

»Wahrscheinlich hätte es ihm mehr gefallen, wenn ich jetzt mit Bisswunden und der Gefahr einer Infektion auf dem Weg ins Krankenhaus wäre, nicht wahr? Da nehmen die mir dann das Bein ab, und ...«

»Nein, nein, natürlich nicht ...«

»Sie hätten das kleine freche Hündchen ja wegziehen können oder ihn einsperren, solange jemand an der Tür ist. Also eigentlich ist es Ihre

Schuld!«

»Jaja, aber ...« Aus der Zustellertasche nehme ich eine Visitenkarte.

»Hier! Falls Sie sich beschweren wollen, dann unter der Nummer. Meine kaputte Hose werde ich als Beweismittel im Postamt hinterlegen. Wiedersehen.« Ich lasse sie stehen, gehe zum Wagen, setze mich auf den Sitz und zünde eine Lucky an. Meine Hose kann ich vergessen. Aus der werde ich eine Bermuda-Shorts schneiden. Vielleicht sollte ich für den Zustelldienst eine Schnittschutzhose im Forstwirtzubehör kaufen. Das wird nicht der letzte Hund gewesen sein.

Das Aussehen der Hose lässt keine anderen Schlüsse zu. Die Kollegen sehen das, lachen oder imitieren ein Knurren, bellen zwei Mal und biegen sich vor Heiterkeit. Mich mit winkender Hand bedankend, erledige ich die Abrechnung, gebe Geld und Paketkarten ab, unterschreibe und fahre hoch zu Eberlein. Die Tür ist offen. Seit ich bei der Post bin, ist die Tür offen. Er könnte sie der Einfachheit halber aushängen. Ich klopfe an den Rahmen. Er nickt.

»Mahlzeit.«

»Schon fertig für heute?«

»Meine Käfige sind sauber. Alles weg.«

Er beugt sich vor und schaut auf meine Hose. »Aha! Lass mich raten ... Morsestraße?«

»Genau. Ich brauche ein Schadensformular.«

»Rauhaardackel Albert hat wieder zugeschlagen.«

»So, Rauhaardackel Albert ... na, immerhin weiß ich jetzt, wie er heißt. Beim nächsten Besuch werde ich ihn rufen. Aber ich wette, er wird in Zukunft vorsichtiger sein.«

Eberlein stoppt in seiner Bewegung und mustert mich. Ein Auge fast zugekniffen. »Was muss ich mir unter der Bemerkung vorstellen?« Ich erzähle die Story. Er lacht zwei Minuten. Dann kramt er eine Ernte 23 aus der Packung, zündet sie an und inhaliert tief.

»Wenn sich ein Kollege meldet mit Hundeärger im Bezirk, schicken wir dich«, sagt er und drückt mir ein Formular in die Hand. »Wenn ich sage, hol dir Dienstkleidung und zieh die an, dann ist das vermutlich zwecklos, oder?«

»Gut möglich. Ich schneide die Hose einfach ab. Bermudas. Ist eh viel zu warm. Die Hälfte der Zusteller hat keine Dienstkleidung an.«

»Ja, ich weiß ... hol dir jedenfalls ein Polo-Shirt, damit die Leute irgendwo das Horn sehen. Du bist schließlich ein Repräsentant des Staates da draußen und hast hoheitliche Aufgaben.«

»Ist gut. Aber nur ein blaues, kein rosafarbenes«, sage ich. Er grinst.

»Der Stammzusteller ist ne lange Zeit weg. Ich lasse dich auf dem Bezirk. Mindestens drei Monate. Ist das okay für dich?«

»Absolut.«

»Dann ist alles gesagt. Gute Arbeit. Ich bin zufrieden mit dir.«

»Danke.«

Er winkt mich hinaus. Der Musikkeller kommt mir in den Sinn. Durst hätte ich auf jeden Fall. Nicht zu gering. Dann denke ich an den Bezirk 1026. Zuerst werde ich runter in die Paketverteilung gehen, um zu sehen, was für morgen schon im Käfig liegt. Auf dem Weg hole ich noch einen Espresso. Es bimmelt, der Fahrstuhl kommt, im Glas sehe ich mein Gesicht. Sieht aus, als würde ich ein richtiger Postler werden mit hoheitlichen Aufgaben. Ein Repräsentant des Staates. Ich grinse mich an.

Den Espresso kippe ich in einem Zug runter. Seltsamerweise war er nur lauwarm. Die Paketverteilung ist leer, die Rollenbänder verwaist. Alle stehen an der Päckchenmaschine, rauchen, reden, trinken Export oder Pils. Die Stimmung ist gut. Zwei Hauptdienste, Robert und Andi, lehnen am Band, eine Aushilfe wirft ein Päckchen in einen der Beutel im Rund der Sackgestelle und vor der Maschine schüttet eine zweite Aushilfe eine neue Ladung auf die Förderkette.

»Tag Robert, Tag Andi. Wie ist die Lage für morgen?«

»Heinrich! Zeig mal deine Hose!«

»Hat sich rumgesprachen, was?« Ich stelle den Fuß in die Sammelwanne. Die beiden mustern die Löcher, Risse und Fetzen. »Und am Schienbein ist nix?«

»Nee, Glück gehabt.«

»Aber wirklich«, sagt Robert. »Wir hatten mal eine Aushilfe, die hat Bekanntschaft mit nem Dobermann gemacht. Seine Überreste hat man nicht mehr gefunden.« Die beiden biegen sich vor Lachen, trinken einen Schluck Export, haben Tränen in den Augen. Die Aushilfe schaut lange auf ein Adressfeld und wirft das Päckchen dem 22er in den Beutel. Robert geht zum Gestell, schiebt es auseinander und holt es wieder raus.

»Wilferdinger Straße! Meine Güte! Wilferdinger Straße ist der 16er! Der 22er ist auf dem Haidach! Das ist noch nicht mal ansatzweise in der Nähe! Geh vor zu deinem Kollegen und leer Säcke aufs Band.« Der Ärmste tut, wie ihm geheißen wurde.

»Morgen wird ein ruhiger Tag«, sagt Andi. »Ist nix los. Von drüben kommt auch nix. Da stehen noch sechs Behälter Kataloge, aber die verteilen wir auf die ganze Woche.«

»Das hört man gerne. Also, dann bis morgen.« Sie trinken, ich hebe die Hand, gehe um die Ecke und schau aufs Schwarze Brett. Silvia hat Dienst bis 21:30 Uhr. Vielleicht hole ich sie heute Abend ab. Jetzt noch den 508er in die Kraftpost bringen, volltanken, Fahrtscheibe wechseln, und dann ab in den Musikkeller.

»Na? Wo ist die Kollegin?«

»Hat Spätdienst bis halb zehn. Vielleicht hole ich sie ab. Mal sehen ...«

»Du sitzt hier schon zehn Minuten und hast noch kein einziges Mal dein Getränk angerührt. Also, da habe ich doch den Verdacht, du bist verliebt.«
Tatsächlich! Walter hat recht. Die Zitronenscheibe hat schon die dunkle Farbe der Cola angenommen. Schnell auslutschen, das Saure genießen, dann den Southern hinterher. Wenn die Cola schal wird, dann ist der Drink hinüber. Nichts wie runter mit dem Zeug.

»He! Es ist gerade erst früher Nachmittag. Geh es langsam an. Hier ...« Er legt Notizblock und Kuli auf die Theke. »Schreib was. Ich mach dir einen Milchkaffee.« Die obersten zwei Blätter des Blocks sind voller Flecken. Da hilft nur abreißen, zusammenknüllen und ab in den Aschenbecher damit.

»Danke. Ich setz mich ins Eck, okay?«

»Kein Problem. Kaffee kommt gleich.«

Der Ecktisch ist frei, ebenso die beiden neben dran. Ich mag es nicht, wenn die Menschen mir beim Schreiben zusehen. Manchmal schauen sie minutenlang auf meine Hand, beugen sich rüber und wollen wissen, was ich da tue. Antworte ich wahrheitsgemäß, lächeln sie nur knapp. Einkaufszettel schreiben ist immer noch die beste Reaktion. Walter lässt Dampf in die Milch, bewegt das Kännchen hin und her, Schaum entsteht, den er in die

Tasse gießt, dann den Kaffee hineinpresst. Die Geräusche sind es, die meine Hand Richtung Papier bewegen.

Unscheinbar

*Meine Liebe zu dir / wohnt dort drüben
im kleinen Wäldchen / Neben der Buche
Auf dem Boden / Unter jenem
braunen Blatt das / wir nicht sehen
Nur drüber laufen / beim Spaziergehen
Da wohnt sie
und ist grün / wird immer grüner
bricht durch / im Frühling
hin zur Sonne / hin zum Licht
hin zu Dir*

Ich schätze, Walter hat recht. Und er bringt den Milchkaffee, schaut auf den Block, nickt eine Zeit lang und geht wieder. Zwei Männer kommen herein und die Stones schweigen. Was würde ich gerne für Musik hören? Walter steckt eine Black Sabbath-Kassette ins Deck, startet und der Electric Funeral kommt aus den Lautsprechern. Die beiden Männer bestellen Pils und je zwei Klare. Sie haben offenbar viel vor.

Träume

*Ich träumte von Dir
da kannte ich Dich noch nicht
Ich liebte Dich bereits
vor zweihundert Jahren
und lachte mit Dir
vor einem halben Jahrtausend
Ich habe Dich geküsst*

*als die Welt noch Hexen jagte
wir haben uns geliebt
zwischen Kriegen / und Idioten
Kein Tod steht / zwischen uns
Der verlorene Meister
der Vergänglichkeit
hat es nicht geschafft
uns zu trennen
Wir sind ewig*

Dafür brauche ich vier der Blätter. Ich reiße sie ab und stecke die Worte in die Hosentasche. Darf sie nur nicht wieder vergessen, wenn die Hose in die Waschmaschine fliegt. Zwei schöne Gedichte an einem Tag. Jetzt muss ich sie nur noch in mein Leben lassen.

Eine Kippe aus dem Fenster, die nächste in den Mund. Nervöses Verliebtsein ist sehr ungesund. Zumindest nach meinem Lebensstil. Ständig kommen die gelben LKWs, werden vollgeladen und fahren wieder zum Postamt eins. Sieht so aus, als würde der Tag morgen weniger angenehm ausfallen als angenommen. Aber egal, ich mag den Job und sehe Silvia auf der Rampe herumlaufen. Behälter ziehend, eine Kippe im Mund. Unwillkürlich grinse ich. Was weiß ich eigentlich von ihr? Nichts. Was weiß sie von mir? Ebenfalls nichts. Kurz vor halb zehn, der Nachtdienst ist schon da und Silvia verschwindet in der Halle. Mit einer Umhängetasche kommt sie nach kurzer Zeit aus der Seitentür, springt die Rampe runter und kommt direkt auf mich zu. Vor der Fahrtür bleibt sie stehen und lehnt sich auf den Rahmen, das Gesicht direkt vor meinem.

»Hab dich schon vorhin kommen sehen. Du willst mich doch nicht abholen?«

»Doch. Eigentlich schon.«

»Und hast du dich darauf gefreut?« Ich nicke, sie lächelt. »Und ich habe gehofft, dich heute Abend zu sehen, vielleicht sogar, abgeholt zu werden. Fahren wir?«

»Gerne. Steig ein.« Silvia steigt ein, schraubt die Lehne fast auf die Rückbank und streckt sich.

»Ganz schön anstrengend, der Job, das kann ich dir sagen. Manche dieser Behälter sind sauschwer oder kaputt, dann muss jemand sie mit der Ameise aus dem Waggon holen, über diese Alurampen. Das ist echt gefährlich. Schlägt man zu früh ein, fährt man in die Lücke und der ganze Mist hängt schief.«

»Deswegen muss man ja einen Ameisenschein machen. Die elektrischen darf nicht jede oder jeder bewegen.«

»Wenn aber diese oder dieser nicht da ist?«

»Ich rede morgen mit Eberlein. Er soll dir einen Schulungstermin zuteilen.«

»Danke.« Sie zieht eine Flasche Sprudel aus der Tasche, trinkt einen großen Schluck und rülpst zum Fenster hinaus. »Tschuldigung.«

»Kommt vor.«

»Ich war noch nicht bei dir. Fahren wir zu dir?«

»Okay. Musst du noch was holen daheim?«

»Nee, hab alles. Zigaretten, Klamotten hab ich an.«

Einen Parkplatz finden, ist reines Glück. Jedes Mal. Schon in der Mitte der Steubenstraße lasse ich Silvia aussteigen und suche langsam links und rechts

nach passenden Lücken. Sie geht auf der Uferseite Richtung Benckiserstraße, schlendert, bleibt stehen und zündet eine Zigarette an. Endlich meine ich, in eine Lücke zu passen und manövriere den Opel hinein. In Paris wäre das einfacher. Nach fünf Minuten bin ich zufrieden. Die Autos vorne und hinten kommen bei entsprechender Fertigkeit der Besitzer noch raus. Silvia ist schon hundert Meter voraus. Das Fahrzeug neben mir sehe ich nur im Augenwinkel, ein alter Passat. Er fährt langsam, bleibt stehen, rollt weiter. Die Enten auf der Uferwiese quaken, bewegen ihre Hintern hin und her und bereiten sich ein gemütliches Plätzchen für die Nacht. Der Passat erreicht bald Silvia, die immer wieder den Kopf dreht, noch langsamer wird. Neben ihr kommt er zum Stehen. Ich sehe nicht, was passiert oder höre, wer was sagt, aber Silvia springt fast über die Kühlerhaube auf die Fahrerseite, greift in ihre Tasche. Das korsische Schäfermesser blitzt im Licht der Straßenlampe und sie reißt die Fahrertür auf. Ich renne los, keine dreißig Meter sind es.

»Willst mir an die Wäsche, was?!«, schreit sie. Die Antwort aus dem Auto kann nur leise sein. »Mal gucken, ob ich die Lady auf dem Bürgersteig in mein Auto locken kann, was?! Aber nicht mit mir! Ich schneide dir die Eier ab!«

»Silvia! Warte!« Ich bin bei ihr und ziehe sie weg. Oder will es zumindest, aber sie hat Kraft, hält sich am Rahmen der offenen Seitenscheibe.

»Der fährt extra so langsam! Um Mädels einzusammeln!«

»Warte doch mal! Sieh mich an!« Im Passat sitzt ein älterer Mann, weiß im Gesicht. Mehr als weiß. Blutleer vor Angst. Er zittert und kann kaum das Lenkrad halten. Den Mund bekommt er nicht auf. Aber auf dem Beifahrersitz liegt ein Stadtplan, ein Zettel mit einer Adresse. »Komm, Silvia! Bitte! Steck mal das Messer weg, da kriegt man ja Angst!« Es dauert

ein paar Sekunden. Ihr Blick ist wild, fahrig, sucht nervös nach einem Anker. Ich ziehe sie an mich. Sie steckt das Messer weg. Das Klacken ist deutlich zu hören.

»Ich ... ich wollte doch nur wissen, wo die Steubenstraße 38 ist ... wirklich. Niemals ...«

»Hören Sie ...« Ich beuge mich zu ihm hinunter. »Wir hatten alle einen stressigen Tag. Tut uns wirklich sehr leid, die Verwechslung. Vergessen Sie, was passiert ist. An der 38 sind Sie übrigens schon vorbei. Fahren Sie einmal ums Karree, und wenn Sie links zwei rote Häuser sehen, steigen Sie aus und laufen zwischen ihnen durch zum Hinterhaus. Okay?« Er nickt. Nach wie vor mit blutleerem Gesicht. »Wiedersehen. Nix für ungut.«

Silvia ziehe ich mit mir. Sie ist still, lässt sich in jede Richtung drücken. Ich versuche mich zu erinnern, ob im Küchenschrank noch Spaghetti sind.

Kapitel 5

Regentag

Ich weiß gar nicht, ob ich mit Silvia zusammen bin oder wir nur eine Art symbiotische Gemeinschaft bilden. Die Sache mit dem Schäfermesser hat mir zu denken gegeben. Allerdings sind all diese Überlegungen hinfällig bei dem Regen. Immerhin schützt mich der 508er vor dem Nasswerden. Ich stehe vor der Metzgerei, schreibe die Paketnummern ins Büchlein, dann nehme ich alle vier auf den Arm. Hinten kann ich nicht raus, wegen der Mülleimer. Mindestens einen habe ich vorsichtig touchiert beim Rückwärtsfahren, aber der Kerl vor mir muss ja aus der Parklücke kommen. Ich verlasse den Wagen ungern durch die Seitentür, denn diesen Platz nutze ich fürs Sortieren der Pakete. Aber nichts zu machen. Hinten muss zu bleiben. Ich springe aus der Seitentür fast bis zum Eingang und bin schon drin im Geschäft. Es bimmelt dreimal. Die Metzgerfrau kommt und setzt ihr freundlichstes Gesicht auf.

»Ach, Sie sind's. Haben Sie was für uns?«

»Hab ich. Vier mal unfrei. Macht acht Mark achtzig.« Sie öffnet die Kasse, holt einen Zehner raus. Ich gebe ihr Quittungsbeleg und Rausgeld. »Könnten Sie mir bitte drei Salamibrötchen machen? Mit ordentlich Salami drauf, bitte.«

»Aber ja doch, junger Mann. Sogar für umsonst, wenn Sie mir drei Pakete mitnehmen. Paketkarten habe ich schon ausgefüllt. Gehen unfrei.«

»Klar, nehme ich mit.«

Sie lächelt, beugt sich weit vor in die Auslage und nimmt einen Berg Salami vom Blech. »Die hat mein Mann nach altem Rezept gemacht«, sagt sie stolz. Ich kann kaum erwarten, sie zu probieren. Alle drei Brötchen

steckt sie in eine Tüte und winkt mich hinter die Theke. »Die Pakete stehen hier.« Sie sind elend schwer.

»Was ist denn da drin, um Gottes willen?« Eines nach dem anderen stelle ich auf den kleinen Tisch neben dem Eingang. Ich bin nicht sicher, ob sie nicht zu schwer sind.

»Büchsenwurst. Schicken wir immer zu meiner Schwester nach Trier. Dort gibt es ja keinen guten Metzger, sagt sie immer.«

»In Trier gibt es keinen guten Metzger?« Sie zuckt mit den Schultern. »Halten Sie mir bitte die Tür auf?« Das tut sie und ich wuchte die Pakete in den Wagen, neben den Radkasten. Sie hebt die Hand.

»Danke.«

»Gerne. Und meinen Dank für die Brötchen.«

Der Regen trommelt aufs Dach, als plant er es zu durchlöchern. Der Nachteil eines so großen, leeren Fahrzeugs bei Regen: Man hört nicht mehr, was vor sich geht. Ich starte und fahre los. Es scheppert und bollert, vier Mülleimer fliegen und rollen über die Straße in alle Richtungen. Ich weiß nicht, was gerade passiert, denn diese Mülleimer hatte ich vor einer Viertelstunde hinter dem Wagen. Im Rückspiegel bremst ein Mercedes und hupt. Er hupt immer noch, als ich aussteige und im selben Moment rutscht der Stadtbus mit Vollbremsung über den nassen Asphalt und zerquetscht einen Mülleimer unter dem Vorderrad. Die Menschen im Bus drückt es nach vorne und gleich wieder zurück. Er kommt zum Stehen. Die Seitenscheibe geht auf. Der Fahrer sieht wütend aus. Zuerst kommt ein Schrei, dann lautes Fluchen. Bei der Bundespost werden offenbar nur Idioten eingestellt, die den Führerschein bei Neckermann machen. Der Reifen sei sicher kaputt, das würde teuer werden und so weiter. Die Fahrgäste amüsieren sich. Ich nicke nur. Der Mercedes-Fahrer steht neben

mir und schaut mich streng an. »Räumen Sie das doch mal weg! Ich muss zur Arbeit!«

Zweihundert Meter weiter vorne steht die Müllabfuhr. Mir geht ein Licht auf. Die Mülleimer wurden geleert, dann vor dem Wagen abgestellt, nicht dahinter. Aus der Tasche nehme ich Visitenkarten. Eine gebe ich dem Busfahrer.

»Hier, rufen Sie die Nummer an. Ist die Schadenregulierung.« Die Metzgerfrau kommt auf die Straße und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen.

»Unsere Mülleimer! Um Gottes willen! Und jetzt?« Hinter dem Bus wächst der Stau. Ich ziehe den flachen Mülleimer unter dem Rahmen hervor und lege ihn auf den Bürgersteig.

»Die Mülleimer gehören der Stadt. Rufen Sie einfach an und sagen, ein paar sind kaputt. Kriegen Sie bestimmt neue.« Sie starrt mich an und der Regen hört nicht auf.

In der Gustav-Rau-Straße widme ich mich den Salami-Brötchen, trinke vom pappsüßen Kakao aus der Kantine und rauche eine Lucky. Die Mülleimer tauchen aus der Versenkung auf, ein Lachanfall ist die Folge. Tränen und Husten. Ich hoffe, Eberlein kann ich Bericht erstatten, bevor die Stadtwerke anrufen. Bis jetzt habe ich die Hälfte der heutigen Ladung zugestellt. Den Rest werde ich noch schaffen. Motiviert starte ich den Wagen, schalte den Scheibenwischer an. Er bewegt sich genau einmal, dann kracht es unter der Motorhaube. Der Wischermotor läuft, aber die Wischer selbst bleiben einfach stehen. Seufzen, tief ein- und ausatmen. Wischer abschalten, aussteigen, Motorhaube entriegeln, öffnen und da ist schon das Problem: das Gestänge ist gebrochen. Völlig verrostet. Ich starre drauf und

überlege, ob ich das irgendwie selbst reparieren kann. Nach kurzer Zeit bemerke ich einen Schatten neben mir und drehe den Kopf.

»Kaputt, was?«, sagt ein älterer Mann. Dick eingepackt in einen Parka samt Mütze und Regenschirm.

»Sieht so aus. Haben Sie nicht zufällig Draht dabei?«

Er stutzt. »Nee, Draht ... wieso Draht? Das ist ein starres Gestänge, was wollen Sie da mit Draht?«

»So fest verzwirbeln, dass es irgendwie weitergeht.«

»Ts, nehmen Sie lieber eine halbe, rohe Kartoffel. Mit der können Sie die Scheibe einreiben, dann fließt das Regenwasser einfach ab.«

»Ihr Ernst?«

»Natürlich. Haben wir in Russland immer so gemacht.«

»Russland ist schon ein paar Jahre her.«

»Das tut der Methode ja keinen Abbruch.«

»Leider habe ich ausgerechnet heute den Sack mit den Kartoffeln vergessen.« Er zieht eine Schnute.

»Ja, dann haben Sie wohl Pech gehabt.« Sagt es und geht weiter. Das Wasser läuft meinen Nacken hinab. Mit Wucht haue ich die Motorhaube zu, schließe den 508er ab und gehe die Staffel runter zur ARAL-Tankstelle. Im Kassenhäuschen erwartet mich dichter Nebel. Der Mann hinter der Kasse lebt von Zigaretten.

»Tag. Haben Sie Kartoffeln?«

»Wie?!«

»Kartoffeln. Ob Sie Kartoffeln haben?«

»Ich verkaufe Benzin, Diesel und Zigaretten.«

»Kann ich mal telefonieren? Das ist ein hoheitliches Gespräch.« Ich zeige ihm den Dienstausweis.

»Klar. Nur zu.«

Silvia hat mir zugesichert, im Musikkeller zu warten. Der Regen wird heute nicht mehr aufhören. Möglicherweise der Beginn einer neuen Sintflut, nachdem die letzte kläglich versagt hat. Der Tausch des Fahrzeugs hat mich insgesamt zwei Stunden gekostet. Aber der Job ist erledigt und die paar kaputten Mülleimer ... wen juckt's? Fluchend und hoffend erreiche ich endlich die Tür zum Kellerabgang, gehe langsam hinunter und hoffe inständig, dass sie nicht vor lauter Ungeduld das Weite gesucht hat. Aber ich habe Glück. Sie sitzt an der Theke und unterhält sich prächtig mit Walter.

»Ah! Dein Kollege kommt!«, ruft er und füllt ein Glas mit Southern und Cola. »Endlich!« Zwinkern beherrscht er nur unzulänglich. Es sieht aus, als würde sein Lid abfallen. Silvia hebt die Hand.

»Dachte schon, du hättest mich wegen einer anderen verlassen.« Walter kriegt sich nicht mehr ein vor Lachen. *Ich habe sie noch nie geküsst*, denke ich. Wegen des Vertrauens. Dabei hat sie den sinnlichsten Mund zwischen hier und irgendwo. Langsam erzähle ich den Grund meiner Verspätung und ich schätze, damit habe ich Walters gesamte Arbeitswoche gerettet. Er lacht bei jedem Gang zum Kühlschrank, wenn er Sprudel aus der Küche holt, die schlanken Gläser spült und die Maschine befüllt. Er redet mit sich selbst und wiederholt einzelne meiner Worte. So was wie *„Haben Sie Kartoffeln?“* oder *„Um Gottes willen! Meine Mülleimer!“* Silvia und ich sitzen am Ecktisch. Ihr Zeigefinger zeichnet Figuren auf meinen Handrücken. Es ist das Zärtlichste, das ich seit langem erleben darf. Es braucht gar nicht mehr. Keine Bewegung gleicht der anderen. Hin und wieder überwindet sie die Grenze zum Unterarm, fährt ein Stück hinauf und an der Seite zurück.

Gänsehaut bildet sich auf meinem Rücken. Ich schließe die Augen. Nirgendwo bin ich lieber als hier und jetzt. Im Hier und Jetzt.

»Kennst du einen Asbach-Hannes?« Mit geschlossenen Augen hat Silvias Stimme Ähnlichkeit mit der telefonischen Zeitansage. Eine Stimme, die man sich die ganze Nacht anhören kann. ‚*Beim nächsten Ton ist es drei Uhr, vierzehn Minuten und dreißig Sekunden*‘.

»Klar. Hauptdienst eins drüben am Paketeingang. Warum? Hast du ihn kennengelernt?« Ich öffne die Augen.

»Ja, gestern Abend hat Eberlein gesagt, ich solle heute in die Paketverteilung. Und als ich da heute Morgen auftauche, kommt dieser schmale Kerl mit der dicken Hornbrille und drückt mir dreißig Mark in die Hand.«

»Ah, du sollst *Frühstück* holen, nicht wahr?«

Silvia zieht die Brauen hoch. »Sieh an, hat sich das herumgesprochen?«

»Und? Hast du *Frühstück* geholt?«

»Ja. In einem Kiosk, der ‚*Bomber-Dietz*‘ heißt. Gegenüber der Sparkasse. Vier Salamibrötchen.«

»Und dann gab es Ärger.«

Sie stutzt. »Woher weißt du das?«

»Weil so ziemlich alle durch diesen Ärger müssen. Er schießt dich zusammen und fragt, ob du noch alle Tassen im Schrank hättest, schließlich solltest du doch ‚*Frühstück*‘ bringen.«

»Das hat er gesagt«, bestätigt Silvia.

»Aber sein *Frühstück* besteht aus einer Flasche Asbach und zwei Flaschen Cola. Und beim ‚*Bomber-Dietz*‘ grinsen sie sich einen, als du wieder auftauchst, stimmt's?«

»Stimmt«, sagt Silvia. »Also warst du auch schon Frühstück holen?« Ich nicke. »Immerhin kam ich so zu vier Salamibrötchen. Er hat sie mir geschenkt. Aber warum heißt der Kerl *Bomber-Dietz*?«

»Er hat nach dem Krieg für die Alliierten Blindgänger entschärft und dabei ein Bein verloren.« Silvia schüttelt den Kopf. Ich denke an meine Brötchen. »Ja, die Salamibrötchen hatten heute ihren großen Tag.« Silvias Zeigefinger legt sich auf meinen Mund.

»Heinrich?«

»Hm?«

»Gehen wir zu mir und schlafen miteinander?«

»Ich bin einverstanden.«

Silvias Kippe glüht auf im Dunkel. Ich kann sie ausatmen hören. »Du bist ein seltsamer Mensch«, höre ich ihre Stimme neben mir, dicht an meinem Ohr.

»Warum?«

»Gegen alle Beschleunigung. Gegen alles Schnelle und Stürmische. Fast wie ein Pathologe, der genau plant was er vorhat und jedes Stück unter die Lupe nimmt.«

»Ist das schlimm?«

»Nein. Im Gegenteil. Das ist sehr spannend, aber ungewohnt.«

»Es gibt ja auch viel zu erkunden. Ein ganzer Körper. Jeder ist anders. Wie soll ich wissen, was du magst, wenn ich mir nicht die Zeit nehme, es herauszufinden?«

»Und? Hast du es herausgefunden?«

»Bestimmt nicht alles. Aber wir haben ja noch einiges an Zeit, hoffe ich doch.« Sie bleibt still. Ich muss schlucken, etwas greift nach meinem Herz

und presst es. Haben wir wirklich noch Zeit? Ich weiß nichts.

»Silvia?«

»Hm?«

»Du hast gesagt, deine Vergangenheit ist nicht so wichtig. Aber in meinem Kopf dreht sich inzwischen fast alles um dich. Wer du bist, woher du kommst, was du getan hast, welchen Weg du gegangen bist. Das interessiert mich, und ich kann nichts dagegen tun.«

Ihr Finger sucht meine Lippen, landet erst auf dem Kinn, streicht höher und fährt dann um den Mund, mit dem Nagel im weichen Lippenfleisch. Das kitzelt ungemein und ich muss mich zusammenreißen.

»Du musstest erst Vertrauen fassen, um mit mir schlafen zu können. Jetzt ist es umgekehrt. Ich muss erst Vertrauen fassen, um dich in meine Mitte zu lassen. Ist das in Ordnung?«

»Ja, das ist in Ordnung. Ist nur fair.«

»Danke. Aber ich mache dir den Vorschlag, es umgekehrt zu machen. Du erzählst mir von dir. Von der Rotweinflasche.«

»Okay, also von der Rotweinflasche ...«

»Nur wenn du mir wirklich vertraust«, fügt sie an und ich muss durchatmen. Sie hat recht. Es ist schwer etwas zu erzählen, das man vielleicht selbst nicht verstanden hat.

»Ich versuche es. Aber noch stecke ich im Labyrinth und habe keine Ahnung, wie ich rauskommen soll. Also unterbrich mich, wenn ich Blödsinn rede und frag lieber nach.« Silvias Finger wandern auf meine rechte Brustwarze und zupfen an ihr. Kleine Blitzschläge zucken durch mein Inneres.

»Du bist wirklich sehr empfindlich dort«, stellt sie fest und wechselt zur anderen. Mehr als genießen möchte ich nicht. Wäre da nicht der Rotwein.

»Du trinkst recht viel, kann das sein?«

»Vielleicht, keine Ahnung. Was ist viel?«

»Es vergeht doch kein Tag ohne dieses Zeug, stimmt's? Southern Comfort mit Cola und Zitronensaft. Das nenne ich viel.« Ich bin froh, dass es stockdunkel ist im Zimmer, wir uns nicht sehen, nur hören, nur unsere Hände auf der Haut spüren. »Wie lange geht das schon so?«

»Weiß nicht. Seit ich bei der Post bin, so in etwa.«

»Also schon mehr als ein Jahr.«

»Ungefähr.«

»Das ist viel, Heinrich.«

»Ja, wahrscheinlich hast du recht.« Sie schweigt. Ich schweige. Noch eine Kippe muss her. Mit der Hand taste ich nach der Jeans, die rechte Tasche, fische aber nur die Zettel mit Gedichten raus und verfluche mich. Schon wieder in der Hosentasche vergessen. Es raschelt.

»Was hast du da?«

»Gedichte.«

»Gedichte? Du schreibst Gedichte?«

»Mh, schon seit vielen Jahren.«

»Warte.« Gleich darauf wird es hell. Die kleine Lampe blendet mich, ich drehe den Kopf weg und sehe Silvia. So nackt, schutzlos. Ich will wegsehen, dabei ist es doch genau das, was ich mir in meinen Gedanken vorgestellt habe. »Darf ich lesen?« Ich reiche ihr die Zettel. Unsortiert, zusammengeknüllt. »Wie lange schreibst du schon?«

»Mit dreizehn habe ich angefangen.«

»Ich mit zwölf.« Ich halte die Luft an. Silvia schreibt?

»Auch Gedichte?«

»Manchmal. Eher Tagebuch und dann mitten drin so was wie ein Gedicht, aber das ist nicht der Rede wert.« Ich bin kurz davor, mit der Tür ins Haus zu fallen, sie nach den Tagebüchern zu fragen, ihr zu gestehen, dass ich sie unbedingt lesen möchte, um alles von ihr zu erfahren, aber ...

»Hast du das hier über mich geschrieben?« Sie hält drei Zettel vor meine Nase.

»Alle drehen sich um dich.« Silvias Hand sinkt auf meine Brust, meine Worte rutschen aus ihren Fingern. Zügig bekommt sie feuchte Augen. Gar nicht gut für mich. Sofort passiert mir das gleiche.

»Du hast so intensive Gefühle für mich?«

»Die habe ich.«

Da sind zu viele Tränen in ihren Augen, sie werden zu schwer und rollen ein kurzes Stück, bevor sie auf meine Brust fallen. Dann legt Silvia den Kopf unter mein Kinn. Ich rieche sie, kraule die Haare, spüre ihre Brust auf meiner. »Ich wusste, du empfindest etwas für mich. Aber nicht, dass es so tief geht.«

»Es geht sehr tief.«

»Dann ist es wie bei mir. Ich empfinde sehr tief für dich, und das macht mir Angst. Ich will dir nichts vormachen, Heinrich ... es ist kompliziert.«

»Ich weiß.«

Kapitel 6

Kommen Sie doch rein

Der Samstag ist ein schöner Tag im Leben eines Paketzustellers. Zumindest in meinem Bezirk. Die meisten Firmen sind im Wochenende, mehr als die Hälfte der Menschen auf dem Rodrücken sind älter und bekommen sehr wenig Pakete oder Päckchen. Dafür umso mehr spezielle Inhalte. Am Beginn der Oechslestraße stelle ich den 508er ab, lade vier Pakete und ein Päckchen aufs Gestell, schnalle den Expander drum und ziehe es hinter mir zu den Reihenhäusern. Diese Adresse habe ich noch nicht angefahren. Und gleich vier Pakete ... immerhin keine vier Stockwerke. Nur ein Obergeschoss. Ich klinge und im selben Moment summt es an der Haustür, von drin ein Hallo. Erdgeschoss, wie angenehm. Ich rolle hinein, links und rechts nach der Treppe zwei Wohnungen, die rechte ist offen.

»Kommen Sie doch rein! Bin in der Küche!«

»Bundespost! Vier Pakete für Frau ...« Sie stellt sich in den Türrahmen und reibt sich die Hände. Nur einen Bademantel an mit sehr lose geknotetem Gürtel. Mir fehlen die Worte. Das mit der Ankündigung hat sich erledigt. Sofort kommt sie her, nimmt eines der Pakete, schleppt es in die Küche, holt das nächste. Mit jedem Bücken gewährt sie einen mehr als offenen Einblick. Ich schaue, was sie für ein Tapetenmuster an den Wänden hat. Dann ist sie erneut weg.

»Moment«, sage ich. »Lassen Sie mich den Rest bringen!« Das war unnötig, denn sie sitzt schon am Tisch und schneidet das erste Paket auf. »Ähm, Sie müssen erst unterschreiben. Und ich bekomme acht Mark achtzig Paketgebühr.«

»Klar, die bekommen Sie. Aber ich muss ja den Inhalt kontrollieren. So steht es in den Lieferbedingungen. Wenn was nicht stimmt, geht es gleich wieder zurück.«

»Frau, äh ...«, ich gucke auf ein Adressfeld. »Frau Riethmüller, ich muss weiter. Legen Sie sich ein Postfach zu, dann können Sie die Kontrolle direkt am Schalter erledigen.«

»Gemach, gemacht, junger Mann. Das hier werde ich sicher nicht im Postamt auspacken.« Sie zieht einen Vibrator zwischen dem Füllmaterial hervor. Einen zweiten und dritten. Alle Größen, alle Farben. Mehrere Packungen mit Kugeln an einem Silikonfaden folgen. »Lustkugeln«, erklärt sie. »Schon mal ausprobiert?«

»Äh, nee.«

»Ist auch was für Männer. Hintereingang, wissen Sie?«

»Öhm ...« Was ich sage, wird sie nicht interessieren. Das zweite Paket ist dran. Strapse, Lederhandschuhe, eine kleine Peitsche. Im dritten Negligés in rot, blau, grün und weiß. Unterschiedliche Größen, Slips.

»Toll«, sagt Frau Riethmüller. »Sogar die mit Schritt offen sind dabei. Wäre was für Ihre Frau.«

»Ich hab keine Frau.«

»Ach, schade ... so ein hübscher Kerl ...«

Ich schaue auf die Uhr. Das kann dauern. Im vierten Paket sind sieben Dildos.

»Darf man hier rauchen?«

»Rauchen ist ungesund, junger Mann.« Ich nicke und sie drückt mir die Lieferscheine in die Hand. »Lesen Sie bitte vor und haken Sie ab.« Natürlich. Sonst habe ich ja nichts zu tun. Mit dem Postkugelschreiber am

Kettchen sitze ich und warte. Es geht los und nach zehn Minuten sind wir fertig. Alles da. Gottseidank.

»Was machen Sie eigentlich mit dem ganzen Zeug, wenn ich mal so frei sein darf zu fragen.«

»Liebesabende.«

Ich strecke ihr das linke Ohr zu und versuche ein Echo aufzufangen. Hat sie das wirklich gesagt? »Was sind denn Liebesabende?« Sie kräuselt die Augenbrauen. Ein junger, unbedarfter Kerl wie ich, keine Ahnung von nichts.

»Sie kennen doch bestimmt Tupperabende, oder?«

»Schon mal gehört.«

»Na also, und ich mache das für einsame Damen. Wir wälzen Kataloge, ich führe das vor und dann wird bestellt. Gegen einen kleinen Aufpreis. Wissen Sie, mein Mann ist vor zehn Jahren gestorben. Das Geld wächst nicht auf den Bäumen. Ich muss leben.«

Jetzt würde ich gerne eine rauchen. Sie hat recht. Das Geld wächst nicht auf den Bäumen. Ich deute auf einen Dildo. »Und den führen Sie auch vor?« Sie lächelt.

»Na gut, jetzt noch die Paketgebühr und hier in den vier Feldern unterschreiben oder einmal quer drüber.«

Immerhin fünf Mark Trinkgeld. Eine Schachtel Zigaretten. Das kleine Päckchen ist für eine Dame im übernächsten Haus. Ich nehme den kleinen Fußweg zwischen den Gebäuden und klinge. Die Haustür geht auf. Niemand ruft. Da es die untere linke Klingel ist, versuche ich es bei der entsprechenden Wohnung. Milchglas in einem vertikal zweimal geteilten Rahmen, ein Vorhang dahinter. Der Nachname stimmt. Die Schrift erinnert

mich an Sütterlin. Schon ein älterer Absender und dann noch aus Jena. Wer schickt denn Päckchen aus der DDR in den Westen? Vielleicht gestrickte Socken. Das hat doch bestimmt die Stasi aufgemacht und wieder professionell verschlossen. Egal, ich klinge erneut und klopfe. »Bundespost! Ein Päckchen aus Jena!«

Es dauert. In solchen Momenten nehme ich eine Zigarette aus der Packung, stecke sie zwischen die Lippen und zähle bis zwanzig. Wir müssen dreimal klingeln, dann erst dürfen wir den orangefarbenen Abholschein ausfüllen und einwerfen. Einige Kollegen schreiben diese Abholscheine schon im Postamt. Vor allem bei den bekannten Pappenheimern, wie sie sagen. Diese Coolness habe ich noch nicht. Die Tür geht auf und mir fällt die Zigarette aus dem Mund.

»Oha«, sage ich und hebe die Lucky auf. Den Türgriff in der linken Hand, steht sie da und hat etwas an, was ich als maximal transparent bezeichnen möchte. So eine Art Chiffonstoff, lindgrün, am Hals ein Schleifchen. Ich will ja den Kopf zur Seite drehen, aber alles daran fasziniert mich. Endlich fällt mir das Päckchen ein.

»Hier. Aus der DDR.« Sie greift danach.

»Danke. Von meiner Großtante, wissen Sie?«

»Warum haben Sie nichts an? Sie können doch einen Zusteller nicht so an der Wohnungstür empfangen!«

»Ich hab doch was an.«

»Wenn Sie das so nennen möchten ...«

»Wollen Sie nicht reinkommen?«

»Wer? Ich?!«

»Sonst steht ja niemand da.«

»Ich habe es eilig. Tut mir leid. Grüßen Sie mir die Großtante.« Sie steht einfach da, den Türknauf in der Hand, der Stoff kann nichts von ihrer sehr ansehnlichen Weiblichkeit verstecken. Ich muss jetzt weg hier. Vielleicht kommt der Nachbar aus der Wohnung hinter mir und ruft gleich die Polizei. Die Hand zum Gruß erhoben, drehe ich mich um und verlasse zügig das Haus. Wie gut die Luft doch tut. Stadtluft kann so schön sein. Eine seltsame Ecke hier oben.

Der Feierabend ruft, steht schon vor der Tür. Noch ein Paket in der Werner-Siemens-Straße, dann geht es zu Silvia in den Musikkeller. Ich stehe vor einer schweren Holztür mit seitlichem Durchblick. Kinderwägen im Flur, drei Stockwerke, Neubau, acht Wohneinheiten. Nichts. Niemand öffnet. Zweites Mal klingeln, sehr ausgiebig. Ich kann das schrille Geräusch sogar hören. Also drücke ich gleich noch einmal, um mich zu versichern, dass ich es bin, der dort oben irgendwo die Toten weckt mit dem schrecklichen Ton. Aber nichts. Eine junge Frau mit Kind im Kinderwagen kommt.

»Guten Morgen.«

»Guten Morgen. Wollen Sie zu uns?«

»Wie ist denn Ihr Nachname?«

»Leibbrand.«

»Nee, ist für Heberger.«

»Ach, der Typ ganz oben ...« Sie holt das Baby aus dem Wagen und fischt ungelenk den Haustürschlüssel aus der Handtasche.

»Kommen Sie, ich helfe Ihnen.« Ein schmales Lächeln. Sie gibt mir den Schlüssel, ich öffne und halte die Tür auf. Das Baby ist wirklich ein ruhiges Menschlein, beobachtet neugierig alles, was gerade geschieht, dreht das

Köpfchen, ich zwinkere ihm zu. Kurz denke ich daran, in den dritten Stock zu spurten, das Paket vor der Tür abzulegen, aber das ist nicht erlaubt. Es könnte jemand an sich nehmen.

»Danke, sehr lieb von Ihnen.«

»Gerne doch.« Den Fuß in der Tür klinge ich das letzte Mal. Zigarette in den Mund und zählen. Nach dem dritten Inhalieren, stelle ich fest, dass keiner daheim ist, schreibe die Benachrichtigung und werfe das gute Stück in den Briefkasten. Auf dem Paket notiere ich: Benachrichtigt am (*Datum*) um (*Uhrzeit*). Unterschrift. Dann trete ich den Rückweg an. Der 508er steht am Beginn der Feuerwehrezufahrt. Ein paar einsame Wolken über mir am ansonsten blauer Himmel. Silvia ich komme!

»He!«, brüllt jemand. »Ist das der berühmte Service der Bundespost?!« Die Stimme muss mich meinen, sonst sehe ich niemand von der Bundespost hier. Aber wo ist der Kerl zu der Stimme?

»Hier oben, Sie Trottel!«

Der Neubau hat nur zur Hälfte ein Dach, die andere Hälfte ist eine Terrasse. Am Geländer steht ein Mann im roten Bademantel, winkt und streckt sich in einem durch. Dann stellt er sich auf den unteren Geländerrahmen, um sichtbarer zu werden, nehme ich an.

»Ich habe dreimal geklingelt«, rufe ich zurück. »Sie haben nicht geöffnet!« Ich neige dazu, ihm sein Paket zu bringen. Vielleicht hatte er eine lange Sitzung auf der Toilette oder ist gerade erst aufgewacht nach durchzechter Nacht.

»Man wird ja wohl in Ruhe Zeitung lesen dürfen! Sie klingeln wie ein Irrer! Da bleibe ich doch extra sitzen, Sie Trottel!« Gut, das war's für mich.

»Abholschein liegt im Briefkasten! Montag ab zehn Uhr am Schalter!«

»Was?!« Er führt eine Art Regentanz auf. Sein Bademantel macht das nicht mit. Aber die Haltungsnoten des Kerls sind nicht schlecht für sein vermutetes Alter. »Ich werde mich über Sie beschweren! Sie werden gefeuert!«

»Lecken Sie mich am Arsch!«, ist meine Antwort, steige ein und fahre Richtung Feierabend.

So stelle ich mir den Übergang ins Paradies vor. Das Licht geht aus, ich trete hinüber in ein seltsames Weiß, keine Entfernungen, keine Maßstäbe, kein Bezugspunkt, nur inhaltsloser Raum. Jemand fragt in meinem Kopf, wohin ich möchte, und mein einziger Gedanke ist Silvia. Das Weiß verschwindet, weicht dem Musikkeller, an dessen hinterem Ecktisch das Paradies sitzt. Den Stern in der Hand, einen Kaffee vor sich und die Kippe zwischen den Lippen. Ewig zerzauste Haare, blond und kurz. Voller Geheimnisse und der Abgrund in ihr kann Welten verschlingen. Sie ist ein Schmetterling, der eine ganze Städte zerbombende Luftflotte ersetzen kann, da bin ich sicher.

»Das Übliche?«, fragt Walter, als ich an der Theke entlang gehe und die Hand hebe.

»Tag, Walter. Ja, bitte das Übliche.«

»Bring ich dir gleich.«

»Danke.«

Sie rückt den Stuhl rechts von ihr vom Tisch ab. Ich setze mich und lehne den Kopf an die kühle Sandsteinwand. Die Musik ist heute recht leise. Hotel California von den Eagles. Ein Lied für den Samstagnachmittag. Silvia legt die Kippe in den Aschenbecher, beugt sich zu mir, Nasenspitze an Nasenspitze. Wir reiben sie gegeneinander.

»He! Das hab ich schon mal irgendwo gesehen!«, ruft Walter. »Irgendein Volk küsst sich so.« Er stellt den Drink auf den Tisch und begrüßt einen weiteren Gast. Silvia hält still, die Nase weiterhin an meiner. Blaue Augen wie Ozeane im Sonnenlicht. So klares Wasser und so finstere Tiefen.

»Ich habe dich vermisst«, haucht sie.

»Ebenso wie ich dich.«

»Vielleicht spüren wir über die Entfernung, wann wir uns vermissen. Meinst du, das geht?«

Ich kann nicht nicken, ohne ihre Nasenspitze zu verrücken. »Ja, das geht. Bin mir sicher.«

»Hast du mich schon dein ganzes Leben lang gesucht?«

»Gut möglich, Silvia. Gesucht auf jeden Fall. Wir beide waren wohl einmal einer dieser Kugelmenschen, die Zeus getrennt hat und deren Hälften sich seitdem wie blöd suchen. Ich habe meine eventuell gefunden.«

Silvia gibt mir einen Kuss und lehnt sich zurück. »Warum eventuell? Bist du nicht sicher?«

Nein, würde ich am liebsten sagen, und ich weiß nicht mal, warum ich unsicher bin. »Bist du denn sicher, deine gefunden zu haben?«, sage ich stattdessen. Sie trinkt den Kaffee leer.

»Eventuell«, sagt sie dann. Das versetzt mir einen Stich und meine Antwort eventuell wird das ebenfalls getan haben. Ich habe keine Ahnung, was zu tun ist. »Wir brauchen einfach noch Zeit«, schiebe ich hinterher. Ihr Blick geht zum Glas.

»Um diese Uhrzeit das Zeug. Trink aus, dann fahren wir ins Grüne. Irgendwohin.«

»Irgendwohin?«

»Dorthin, wo wir miteinander schlafen können. Ich sehne mich nach langsamer Zärtlichkeit.« Ich trinke in einem Zug leer.

»Das Kloster Maulbronn ist nicht gerade geeignet für Zärtlichkeiten aller Art«, meint sie und sieht sich um. Kaum Menschen anwesend auf dem weiten Areal.

»Ach was, ist doch gar nix los.«

»Ich geh mal Postkarten kaufen. Wenn schon, dann will ich ein paar Ansichtskarten verschicken.« Sie hat den kleinen Kiosk im Visier. Ein Langnese-Aufsteller verspricht leckeres Eis. Silvia hat ihre abgeschnittenen Jeans an, die nur unwesentlich länger als eine Unterhose sind, ausgefranst an den Schneidekanten. Dazu ein Seidentop und kein BH drunter. Die Mönche kämen zwangsweise ins Schwitzen, gäbe es denn noch welche hier. Zum ersten Mal nehme ich bewusst wahr, wie braun sie ist. Das müssen mindestens acht Wochen Strandurlaub in der Karibik gewesen sein, aber Göteborg? Gibt es da oben so viel Sonne? Sie geht zwei Meter vor mir.

»Du siehst umwerfend aus. Beeindruckend schön. Können wir ewig so weiterlaufen?«

Ein Schulterblick mit einem Lächeln ist mir gewiss, dann sind wir an der Eingangstür, öffnen, über uns scheppert eine Messingklingel.

»Möchtest du auch ein Eis?«

»Oh ja, Langnese Konfekt. Wie im Kino.«

Ich kaufe ein Cornetto Erdbeere und das Langnese Konfekt. Silvia zieht eine Karte nach der anderen aus dem Ständer, wählt dann einfach fünf Stück aus und zahlt.

Wieder auf dem Innenhof, steuern wir einen der Banktische an, aufgestellt für Touristen wie uns. Silvia sitzt ganz dicht neben mir, presst sich regelrecht an, die Hitze ihrer Oberschenkel ist enorm. Der Jeans-Stoff meiner Bermuda ist dem nicht gewachsen. Ich genieße es. Sie schwitzt etwas und das Top hat sich auf die Haut gelegt, bildet jeden Muskel ab und die Brüste.

»Hier, dein Konfekt.«

»Danke.«

Ich reiße das Papier vom Cornetto und beiße hinein. Ein Mann in orangener Arbeitskleidung kommt aus einem der Gebäude, schultert Besen und Schaufel, dann geht er zur Mauer und fängt an zu fegen. Silvia steckt einen Konfektwürfel halb zwischen die Lippen und beugt sich mir zu. Ich beiße vorsichtig die Hälfte ab. Wir kauen küssend oder küssen kauend. Schwer zu beschreiben, aber es klappt. Der Platz in meiner Hose wird eng und sie weiß es, legt eine Hand auf die Stelle und drückt sanft mit allen Fingern. Nun komme ich auch ins Schwitzen. Sie lächelt und wendet sich den Postkarten zu, holt einen Kugelschreiber aus der kleinen Umhängetasche.

»An wen möchtest du schreiben?«

Sie legt alle Karten vor sich. Schlechte Aufnahmen. Alt, der Druck nicht sonderlich gut, beschriftet in gedruckter Handschrift, gelb auf blauem Himmel oder rotem Sandstein. Schrecklich. Die Werbeabteilung hat völlig versagt. Die Karte mit der Innenansicht der Klosterkirche dreht sie um.

»Die schicke ich an meinen Papa.«

»Gefällt ihm so was?«

»Ja, ich denke schon.«

Silvia beginnt zu schreiben, ich esse das Eis, bevor die Sonne es tut. Langsam lege ich die rechte Hand in ihren Nacken und fahre beständig auf und ab oder kreise über Sehnen, den Atlas, spüre Wirbel und Muskeln.

»Ich bin mehr als in dich verliebt, Silvia. So viel mehr. Ich könnte sofort anfangen zu weinen, so schön ist es mit dir.«

»Dann tu es. Ich mag es, wenn du weinst.« Sie wechselt die Karte. Mein Blick trübt sich ein. Dann kullern sie, die Tränen. Ich verstehe es nicht. Sie schafft es, mich zu öffnen, mit nur einem Blick, mit einem Atemzug. Sie dreht den Kopf, sieht es und küsst meine Wangen trocken. Dann schreibt sie weiter.

»Die hier geht an meine Mutter.«

Schniefend ziehe ich ein Taschentuch aus der Hosentasche, trockne die Augen und schnäuze hinein. Schon hat sie die nächste Karte vor sich. »Das waren aber nicht viele Worte an deine Mutter.« Sie geht nicht drauf ein.

»Jetzt mein Bruder.«

»Du hast einen Bruder?«

»Leider.«

»Ich bin Einzelkind. Das ist auch gut so.« Silvia reagiert nicht. Der Kugelschreiber fegt wie ein Wirbelwind über das Weiß der Karten.

»Und die an meinen Onkel.«

Jetzt sage ich nichts mehr, beuge mich vor. Das Eiskonfekt schwitzt in der Sonne. Ich möchte ihr eines in den Mund stecken, aber sie schüttelt mit zusammengedrückten Lippen den Kopf. Für den Onkel gibt es nur ein Wort. Sie hat Drecksau geschrieben. Keine Adresse. Auf die letzte Karte kritzelt sie zwar etwas aufs Adressfeld, aber ich bin sicher, diese postalische Anschrift gibt es nicht. Alle, die es interessiert steht da, und auf der freien

Fläche nur ein gezeichneter Kreis, mehrfach wiederholt. Ein weißes Loch. Silvia zittert.

»Soll ich Briefmarken kaufen? Die gibt es auch da im Kiosk. Ich gehe schnell, warte ...«

»Nein! Keine Briefmarken!«, sagt sie und die Stimme ist eine andere als vorhin, als gestern oder sonst wann. »Ich gehe schnell zum Briefkasten. Bin gleich wieder da.« Zügig steht sie auf, nimmt alle Karten, geht zum Mülleimer neben dem Kiosk und wirft sie hinein. Dann geht sie in die Hocke. Sie weint.

Kapitel 7

Kataloge³

Denken wir alle noch nicht an Weihnachten, weil es draußen schön warm ist und Badewetter herrscht, tun es andere dafür umso intensiver; die Werbeabteilungen. Sie haben viel vor mit uns. All ihre Gedanken kondensieren dann in einem einzigen Katalog. Das Weihnachtsgeschäft beginnt. Ende August. Eine Woche habe ich Silvia nicht gesehen. Seit dem Ausflug ins Kloster ist sie abgetaucht. Ich weiß, sie ist stets pünktlich zum Dienstantritt in der Gruppe, arbeitet zuverlässig, auf dem Plan lese ich Silvia Ketterer, aber es gibt kein Telefon in ihrer Wohnung und die Tür öffnet sie nicht. Nur einmal habe ich auf der Bank vor dem Haus gewartet. Sie hat sich neben mich gesetzt, den Kopf geschüttelt, eine Entschuldigung gemurmelt und etwas von brauche Zeit gesagt, das war es dann. Meine andere Hälfte ist weg. Es bedeutet Musikkeller und das Getränk, von dem sie sagt, es brächte auf Dauer Unglück; womit sie recht hat. Die einzige Schwierigkeit ist es, nicht zu verkatert den 508er in der Kraftpost zu holen, nicht am Abend vorher total zu versumpfen. Ich habe schließlich hoheitliche Aufgaben und es gibt Menschen im Bezirk, die ich mag. Irgendwo dort muss es einen Ankerplatz geben für mich.

Am Mittwochmorgen verlasse ich den Hof der Kraftpoststelle in der Zeppelinstraße, fahre mit offener Schiebetür, rauche und sehe überall gelb. Der 24er ist vor mir, der 14er hinter mir, der 33er will überholen. Wir hupen. Aus einer Seitenstraße kommt ein Kastenboxer, die Jungs mit den VW-Bussen, die Briefkästen anfahren und leeren. Wir hupen und lachen uns an. Ich glaube, ich bin ein Postler geworden. Es fühlt sich an wie in einer Familie. Noch ein paar Prüfungen, die nicht mal sonderlich schwer sind, und

ich werde zu dieser Familie gehören. Ein wenig lernen, aber das fällt mir leicht, der Stoff ist einfach; Postleitzahlen, Regeln, Vorschriften, Dienstpflichten und Dienstrecht. Auswendig lernen, fertig. Aber eine Ahnung sagt mir, dass Silvia niemals irgendwo festen Boden unter den Füßen haben wird, nicht mit mir oder sonst wem. Und was werde ich dann in diesem Fall tun? Mich auf festen Boden begeben und sie ziehen lassen? Der erste Mensch, von dem ich glaube, er sei meine zweite Hälfte, und ich denke an Abschied?

Hintereinander fahren wir in den Hof, setzen rückwärts an die Ladestationen, öffnen die Flügeltüren. Zwei Käfige stehen schon an Ort und Stelle, einer nur halbvoll. Kataloge. Ein Raunen geht durch die Halle, Flüche, lautes Rufen, wir alle starren auf das, was uns erwartet. Für den Briefzusteller sind sie viel zu schwer. Im Käfig liegen Kataloge von Quelle, Neckermann, Schwab, Otto, Klingel, Wenz, Bader, Heine, Bauer, Schöpflin ... ich hole zuerst einen Espresso, dann bei der Paketverteilung einen dritten Behälter, zu zwei Dritteln mit Paketen gefüllt, zwei Säcke Päckchen von der Maschine, dann sortiere ich zügig alles ein, rolle die Kataloge an den Tritt und merke schnell, dass mir die ganze Papierfracht in der ersten Kurve durch den Innenraum rutschen wird.

»Nimm dir große Briefboxen«, empfiehlt der Kollege vom 27er. »Stell die Kataloge hochkant rein, sortiert nach Familiennamen.«

»Nach Familiennamen?«

Er grinst und zündet eine Marlboro an. »Klar. Gibt Adressen, die lassen sich von jedem Versandhaus einen Katalog kommen. Da haben sie drei Wochen zu lesen. In den Fernseher starren und Kataloge studieren, das ist es, was die Leute tun; außer blähen.«

Ich sehe mir die Bescherung an. Also Briefboxen. Nichts wie hoch in den Briefeingang.

Der Tipp war Gold wert, allerdings kennen alle anderen Zusteller ebenfalls diese Methode und es ist enorm schwer, im Haus A4-Briefboxen aufzutreiben. Am Ende komme ich auf zwölf Stück. Immerhin die Hälfte der Kataloge bringe ich darin unter. Die andere Hälfte sortiere ich in Säcke, binde sie zu mit einer Schließe und mittels einer zweiten an die Lochbleche der Innenwände, damit nicht alles durch die Gegend fliegt.

»He! Das ist aber auch ne gute Idee. Haste die sortiert?« Der 27er hält mir die Marlboro-Packung vor die Brust. Ich entnehme dankend eine, zünde sie an und inhaliere tief. Die Uhr rückt unaufhaltsam vorwärts.

»Drei Häuser in einem Sack. Dann muss ich nicht so viel nachsortieren.«

»Spitze«, sagt er und ist weg. Vermutlich irgendwo Säcke und Schließen klauen. Wer bisher nicht improvisieren konnte in seinem Leben, der lernt es bei der Post. Ich hole einen zweiten Espresso und kontrolliere die Verteilung. Nur noch zwei Pakete, die ich unter den Arm klemmen kann. Ein kurzer Plausch mit einem Hauptdienst, dann geht es los. Es ist schon nach neun Uhr, als ich endlich den Hof verlasse Richtung Steubenstraße.

Schon nach zehn Häusern kann ich hochrechnen, mit was ich für den Rest des Bezirkes rechnen muss; und mit welchem Zeitaufwand. Das kann unmöglich ernst gemeint sein. Die meisten Häuser hier wurden in den 1950ern oder 1960ern gebaut. Kleine Briefkästen mit schmalen Schlitz für den Umfang der Post zu dieser Zeit. Den meisten Adressen habe ich noch kein Paket zugestellt. Sie bekommen also nur Kataloge und die Vorschrift sagt: Ab in den Briefkasten! Oder persönlich abgeben! Aber dort

passen nur vier Standardbriefe hinein. Schon ein DIN A4-Umschlag widersetzt sich, geschweige denn passt ein Katalog oder sieben davon hinein. Ich muss also klingeln und in ein Haus, in vier Wohnungen, zehn Kataloge tragen. Im nächsten mit sieben Wohnungen siebzehn Stück. Eine Art Depression fällt mich an. Rechne ich das hoch, werde ich nicht vor zwanzig Uhr zurück sein. Völlig ausgeschlossen. Das habe ich vergessen den 27er zu fragen.

Das elfte Haus mit zwölf Nachnamen bekommt fast dreißig. Ich gedenke kurz der Bäume, die dafür sterben mussten, lade zwei Kisten auf die Sackkarre und rolle zum Hauseingang. Beide Hände presse ich auf die Klingelbleche. Die Tür summt in einem durch. Ich drücke sie auf und rufe: »Post! Kataloge! Bitte hier unten holen!« Dann kippe ich die Boxen auf die Treppe, etwas sortieren, fertig! Schon bin ich wieder draußen. Das gefällt mir. Ein Blick zurück zu Silvias Haus. Sie hat Frühdienst. Niemand ist daheim. Seufzend ziehe ich weiter und starte den Wagen. Mit dieser Methode reduziere ich die Arbeitszeit erheblich. Ich bin zufrieden mit mir.

In der KF wuchte ich ein großes, schweres Paket aus der Seitentür. Nachnahme, ziemlich teuer. Von Quelle. Ich klinge, schleppe den blauen Karton die Treppe in den zweiten Stock. Name stimmt. Nochmal klingeln. Stimmen hinter der Tür. Eingetragen habe ich schon alles ins Zustellbuch. Die Nachnahmekarte in der Hand, klopfe ich. Wieder Stimmen. Dann geht in einem Atemzug die Tür auf, Hände reißen mir das Paket aus der Hand, die Tür geht zu. Ich starre ein paar Sekunden auf den Türspion. Tief durchatmen. Wieder klopfen. Etwas lauter.

»He! Sie müssen das Paket bezahlen! Ich bekomme 280 Mark für die Nachnahme, vier Mark siebzig Nachnahmegebühr und zwei Mark zwanzig Paketgebühr! Verstehen Sie mich?« Leises Tuscheln. Möglicherweise Türkisch, ich vermute es, dem Namen nach könnte es eine türkische Familie sein. Ich klopfe mit der Faust. Von drinnen kommen eindeutige Geräusche. Sie reißen das Paket auf! Metallisches Klappern, laute Stimmen.

»Verdammt! Machen Sie auf oder ich trete die Tür ein!« Tatsächlich wird sie geöffnet, das Paket fliegt an mir vorbei und landet auf dem Treppenhausboden. Tür wieder zu. Eine alte Frau kommt aus der Nachbarwohnung, schaut mich an, dann das zerfledderte Paket. Sie sagt nichts, verzieht keine Miene, aber zwei Finger gehen zum Mund. Ich gebe ihr eine Lucky, zünde sie an. Da steht sie und raucht. Ich mache dasselbe. Eine Zigarette rauchen.

»Arschlöcher«, sage ich und bin sicher, sie stehen lauschend hinter der Tür. »Ich weiß, dass Sie mir zuhören! Wenn wieder ein Paket kommt, schicke ich es mit *Annahme verweigert* umgehend zurück! So was merke ich mir! Wiedersehen!«

Die Alte nickt und hat ihre Zigarette schon komplett inhaliert. Ich hebe die Hand zum Gruß und schaue ins Paket. Zwei Töpfe, zwei Pfannen, eine Kasserolle.

Nebeniusstraße, Jugendstilhäuser, drei und vier Stockwerke, roter oder heller Sandstein. Die fallenden Bomben haben diesen Teil verfehlt, warum auch immer. Vermutlich war ihnen der Schwarzwald im Weg. Es ist schön hier und in den alten Häusern wohnen alte Menschen. Ich klinge, ein älterer Mann, der mit einem ebenso alten Dackel spazieren gehen möchte, öffnet die Haustür.

»Zu wem möchten Sie denn?«

»Anslinger.«

»Die ist bei ihrer Tochter. Die ganze Woche. Aber an der Tür hängt ein Zettel, Post soll gegenüber abgegeben werden. Klingeln Sie bei Mohr.«

»Ist gut. Danke.«

Hochparterre, schmiedeeisernes Geländer, ausgetretene Waschzementstufen mit kleinen Kieseln drin. Ein wahres Schmuckstück. Das Treppenhaus breit und mit viel Licht. Große Fenster mit Windkreuzen, der Lack blättert an vielen Stellen ab. Ein baumwollummanteltes Stromkabel an der Decke führt in eine Bakelitleuchte. Das hier ist 1928. Links die Wohnung von Mohr. Eine Messing-Drehklingel, die angenehm schrillt. Die Tür ist überbreit, obere Hälfte Milchglas mit weißen Gardinen auf der Innenseite. Öffnen tut eine wirklich alte, sehr kleine Frau.

»Ja?«

»Bundespost, Guten Morgen. Ihr Nachbar sagte, Sie nehmen Post für Anslinger?«

»Kommen Sie rein, junger Mann.«

Ich hatte gehofft, einfach das Paket abgeben zu können, um dem Feierabend entgegenzustürmen, aber warum nicht die Einladung annehmen. Ich schließe die Tür und folge ihr sehr langsam in die Küche. Sie schwankt bei jedem Schritt. Sicher die Hüftgelenke und das Alter.

»Nehmen Sie Platz, junger Mann.«

»Danke.«

Ich atme ein paar Mal tief ein. So muss es hier schon vor vierzig Jahren gerochen haben. In diversen Gelbtönen verfärbte Raufasertapete, Fliesenspiegel über der Küchenzeile im Orange der 60er-Jahre, ein mindestens ebenso alter Elektroherd und ein altes, zweigeteiltes Spülbecken

aus Porzellan. Die Anrichte ist sicher aus den Zwanzigern, Tisch, Stühle und Eckbank mit Resopal beklebt.

»Möchten Sie etwas trinken?«

»Sehr gerne.«

»Ich habe einen selbstgemachten Brombeersaft.«

»Das klingt gut.«

Sie streckt sich zu den Gläsern in der Anrichte. Ich springe auf. »Lassen Sie mich das machen.«

»Das ist lieb. Ja, ich bin stark geschrumpft. Wenn ich noch älter werde, kann ich bald in der Streichholzschachtel schlafen.«

Ich lache und gebe ihr das Glas. Sie holt eine etikettlose Flasche aus dem Kühlschrank, nimmt eine alte Gummimanschette vom Hals und schenkt zu einem Drittel voll. »Der ist so intensiv, da gießen wir mit Wasser auf, sonst zieht es Ihnen die Schuhe aus.«

»Ich mache das schon.«

An der Spüle fülle ich mit kaltem Wasser auf und setze mich wieder. Auf dem Tisch steht eine halbvolle Tasse Kaffee und ein Teller mit einem halben weißen Brötchen. Nichts drauf. Sie setzt sich. »Für mich haben Sie nie ein Päckchen«, sagt sie.

»Stimmt. Aber heute ist sowieso das erste Mal, dass ich dieses Haus betrete. Haben Sie denn niemand, der Ihnen eines schicken könnte?«

»Niemand da.«

»Aber Briefe bekommen Sie doch?«

»Rechnungen und Werbung. Und die Rente.«

Ich nicke und trinke vom Brombeersaft. Er schmeckt umwerfend gut. »Machen Sie den selbst? Der ist ja fantastisch.«

»Jetzt nicht mehr. Sie haben die Hecken entfernt. Da werden jetzt Häuser gebaut. Und viel weiter als bis dort kann ich nicht mehr laufen.«

»Wie alt sind Sie denn, wenn ich fragen darf?«

Sie lächelt. »Natürlich dürfen Sie fragen. Ich bin 89 geworden vor drei Monaten.« An der Fensterwand hängen unzählige Fotos. Die Rahmen abgenutzt. Auf einem sehe ich zuerst ihre Augen, die sich deutlich abheben.

»Stolzes Alter.«

»Stolz bin ich nicht drauf.«

»Ich werde sicher nicht so alt.«

»Junger Mann, alle die sagten, sie werden nicht so alt, werden sogar noch älter. Das kann ich Ihnen flüstern.«

Ich trinke, genieße die Säure und den süßen Nachgeschmack. »Das heißt, die Menschen, die von sich behaupten, steinalt zu werden, sterben früh?«

»Genau. Hochmut bringt frühen Tod.«

Ich lehne mich vorsichtig zurück. Die Lehne knarrt. »Das sind Sie auf dem Foto, nicht wahr?« Ich zeige mit dem Finger auf die Schwarzweiß-Aufnahme. Das Gesicht bis knapp unter den Hals vor einem Wald.

»Ja, bin ich. Da war ich 25 und habe geheiratet.«

»Sie sind ja beeindruckend schön.«

Sie kichert und kneift die Augen dabei zusammen. »Und Sie ein Schmeichler.«

»Nur ehrlich. Was ist denn mit Ihrem Mann?«

»Liegt noch irgendwo in Russland.«

Ich fange ihren Blick auf, schaue zum Foto. Dieselben Augen. Noch heute. Alles hat sich verändert. Sie selbst, die ganze Stadt, aber die Augen sind noch die gleichen.

»Das tut mir leid. Haben Sie denn nicht noch einmal geheiratet?«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein. Das kam mir nie in den Sinn. Ich habe meinen Mann geliebt und tue es noch heute. Einen besseren hätte ich nie gefunden. Er war es.«

Schnell trinken. Einen tiefen Schluck. Da kommen Tränen und ich will es nicht. Sie beißt in das Brötchen, kaut langsam, trinkt dazu einen kleinen Schluck Kaffee und lächelt dann. Sie hat mich durchschaut.

»Lassen Sie nicht Ihr Herz schwer werden, junger Mann. In Ihrem Alter sollte es durch die Gegend fliegen und einem Mädchen folgen.«

»Das tut es. Aber das Herz des Mädchens ist unter einem Berg Geröll vergraben.«

»Dann graben Sie es frei. Das ist Ihre Aufgabe.«

»Ich weiß nicht, ob ich das kann.«

Sie winkt ab. Die Fingergelenke sind dick, drei Kuppen schon ein wenig gekrümmt.

»Wie wollen Sie erfahren, ob Sie es können, wenn Sie es nicht versuchen?« Ich trinke das Glas leer. »Wie heißt Sie denn?«

»Silvia.«

»Silvia ... ein schöner Name. Und Sie lieben Silvia?«

Einen Atemzug lang lausche ich in mich hinein. Keine Zweifel sind zu finden. »Ja, ich liebe sie.«

»Und das haben Sie Silvia gesagt?«

Die alte Frau Mohr ist gnadenlos direkt. Genau das, was die Augen auf dem alten Foto sagen. Das war es, was ihr Mann geliebt hat, und bestimmt sein letzter Gedanke, bevor das Leben ihn irgendwo in Russland verließ.

»Nein. Noch nicht so direkt. Ich war wohl zu feige.« Ich stehe auf und lege das Päckchen auf den Tisch. »Danke für den guten Brombeersaft.«

»Gerne, junger Mann. Kommen Sie mal wieder vorbei. Wenn Frau Anslinger wieder zurück ist, backen wir einen Apfelkuchen. Hinten im Hof steht ein Baum mit Brettacher Äpfeln. Die besten für einen Kuchen. Der wird Ihnen schmecken.«

»Versprochen«, sage ich.

Kapitel 8

Es ist grell

Was der Dienstbetrieb mit *Zur besonderen Verwendung* meint, hat in meiner Wenigkeit sein Exempel gefunden; so kommt es mir vor. Nach den Katalogen gibt es eine Phase der Ruhe. Die Menschen in den Wohnungen wollen gerne bestellen, können sich nicht entscheiden, es fehlt ihnen wie immer am Geld oder etwas kommt dazwischen, etwas wie Trennung, Wut, Streit, der Tod, ein falscher Partner, neue Kinder, dann liegen die Kataloge hinter der Couch und werden irgendwann weggeworfen. Oder Männer, die sich nach Zartheit sehnen, blättern heimlich auf der Toilette die Seiten mit Unterwäsche und Bademode durch. Sie träumen. Neben sich Klopapier und Klobürste, bevor der Macker wieder zutage tritt, wenn sie rülpsend die Toilette verlassen. Ich dagegen bekomme vier Tage Urlaub verpasst. Von Mittwoch bis Samstag. Der Stammzusteller ist wieder gesund und ab Montag werde ich den Haidach übernehmen für vier Wochen, dessen Zusteller ab nächster Woche ebenfalls im Urlaub ist. Das ist der Grund, warum ich jetzt, um kurz nach sechs Uhr, vor der Päckchengruppe stehe, ohne Auto. Hergelaufen bin ich, schlafen war nicht drin in dieser Nacht. Das Feuer der Sehnsucht nach Silvia brennt mittlerweile so lichterloh, dass ich als Leuchtturm arbeiten könnte.

Angelehnt an die Betonmauer der Einfahrt, die erste Frühzigarette in der Hand, schaue ich den gelben Lastwagen nach. Rein in den Hof, einladen, wieder raus. Jedes Mal hebe ich die Hand, sie hupen. Die Uhrzeit ist ihnen dabei egal. Hinter dem letzten taucht Silvia auf. Fast unsichtbar in der Morgendämmerung. Eingepackt in einen Parka, die Kapuze über dem Kopf,

kann ich kaum ihr Gesicht sehen. Nur am Gang habe ich sie erkannt. Eine Armlänge vor mir bleibt sie stehen.

»Gehen wir in die Brezelstube? Ich lade dich ein.«

Sie nickt und marschiert los. Schritt halten ist die Devise, wenn ich nicht eine Art Anhängsel sein möchte. Vor dem Bahnhof wechseln wir auf die andere Seite, gehen nebeneinander die Bahnhofstraße hinunter. Schweigend. Es ist unerträglich still. Das Schweigen zwischen zwei Menschen kann den Lärm der Stadt problemlos übertönen. Eine kalte Mauer.

»Ich habe vier Tage Urlaub. Mit Sonntag sind es fünf. Du hast noch einen Nachtdienst, dann frei, Samstag und Sonntag ebenso. Wir könnten etwas unternehmen. Ein Kumpel von mir hat eine Hütte in den Vogesen. Kann ich jederzeit haben.«

Parka und Kapuze. Diebe in der Nacht. Unten schauen zwei Beine raus, mit immer der gleichen Schrittlänge, der gleichen Geschwindigkeit geht es über den Bürgersteig. Vorbei am McDonald, über die Östliche, die Leopoldstraße hinunter. Im Tchibo stehen Nachtulen einsam an Stehtischen. Der 3er spuckt eine Ladung arbeitende Bevölkerung aus.

»Lass mich nicht so neben dir herlaufen, Silvia. Nimm meine Hand. Bitte.«

Am Oberpaur vorbei, über die Straße. Der Verkehr nimmt zu. Zerrennerstraße, bald an der ARAL. Wir queren wieder und sind vor der Brezelstube. Ich zähle sechs Besucher, Silvia bleibt stehen.

»Ist mir zu voll«, sagt sie und läuft weiter.

»Warte! Ich kaufe Brezeln, dann gehen wir zu dir. Einen schönen Espresso trinken. Möchtest du auch Croissants?«

»Zwei.«

Ich lächle sie an und mit ihr die Welt. Sie hat geredet. Im Eiltempo kaufe ich alles, was uns den Tag verschönern kann. Mehr als nötig. Egal. Sie steht draußen und raucht, schaut den Autos nach. Ein Engel ohne Flügel.

Vielleicht wird es ihr zu viel, denke ich. All mein Getue mit Tellern, Messer exakt hingelegt, Tassen, Wasserflasche, zwei Gläser, Aschenbecher, Feuerzeug, meine Luckys, zwei Tüten mit duftender Backware, das ist wohl zu viel und sie geht ins Wohnzimmer auf die Couch, zieht sich aus bis auf Unterhose und Shirt, deckt sich zu. Wenn ich ihr jetzt eine Butterbrezel schmiere oder ein Croissant bringe, kann es das Fass zum Überlaufen bringen. Oder wenn ich es nicht tue. Also nehme ich eine Brezel, ein Croissant, setze mich vor die Couch und stelle den Teller auf den Beistelltisch. Den Rücken zu ihr gewandt, starre ich aus dem Dachfenster.

»In meinem Bezirk wohnt eine alte Frau. Schon etwas zusammengeschrumpft, aber im Kopf noch absolut fit. Sie ist 89 und hat ihren Mann in Russland verloren. Seither ist sie alleine. Doch sie sagt, sie ist nicht alleine. Er ist immer noch bei ihr, deswegen sei da kein Platz für einen anderen. Und er wäre der beste Mann gewesen und ist es somit immer noch. Das hat mich tief beeindruckt. Am liebsten hätte ich losgeheult. Was sie sagte, war weise und klug. Ich mag kluge Menschen sehr. Ich mag dich. Mehr noch, ich liebe dich, Silvia. Mit allen Zellen, die hier sitzen. Noch nie hat sich etwas so richtig angefühlt.«

Ich muss jetzt in die Brezel beißen, ein ordentliches Stück Butter drauf. Dieser Bäcker versteht sein Handwerk. Das Tageslicht schiebt sich unaufhaltsam an die Couch heran. Silvias Hand taucht neben meinem Kopf auf. Ich reiche ihr den Teller samt Croissant. Es knuspert hinter mir. Ich beiße wieder in die Brezel.

»Am Montag bekomme ich einen neuen Bezirk. Teile vom Buckenberg und dem Haidach. Der Stammzusteller ist wieder zurück. Schade. Ich hatte mich dran gewöhnt. Manche der Menschen werde ich vermissen. Und dieser Frau Mohr werde ich nachher etwas kaufen. Ein kleines Geschenk und dann als Päckchen schicken. Niemand ist da, der ihr eines schicken könnte. Vielleicht stirbt sie bald und mindestens ein Päckchen sollte man im Leben bekommen. Nur weiß ich nicht, was ich einer 89 Jahre alten Frau kaufen soll.«

»Du schreibst doch Gedichte.«

Silvia spricht. Sie hebt den Teller vor mein Gesicht und ich stelle ihn auf den Tisch. »Ja, das stimmt.«

»Schreib ihr eins. Extra für sie. Du hast auch welche für mich geschrieben.« Silvias Worte laufen wie heißes Teewasser in die leere Tasse. Es ist genau das, was ich gerne tun würde, nur eingefallen ist es mir nicht.

»Du hast recht. Das werde ich tun. Dann kaufe ich eine kleine Pappschachtel im Geschenkeladen, mit Aufdruck, und dann ab in die Post. Und das Beste: Der Kollege muss es zustellen. Ich kann ja sehen, wann er es in der Zustellung hat. Dann besuche ich sie.«

»Kann ich mit?«

Ich muss tief einatmen. Langsam raus mit der Luft. Konzentrieren. Wieder tief einatmen.

»Was ist? Was hast du? Ist dir nicht gut?«

»Nein, nein, alles okay ... aber ... sie hat mich nach einer Liebe gefragt und ich sagte, es gäbe jemand, aber mit viel Geröll auf dem Herzen. Und sie meinte, ich müsse das Herz freilegen, das wäre meine Aufgabe.« Mit dem Punkt drehe ich mich um, gehe auf die Knie und lege den Kopf auf Silvias Brust. Die Decke ist kratzig. Ihre Hände umschließen meinen Nacken.

»Mein Herz freilegen ... ein Versuch ist es wert, Heinrich. Ich liebe dich auch. Aber du bist auch das Einzige in der Welt, das ich liebe. Ob das reicht, bezweifle ich.«

Vorsichtig lege ich mich neben sie, unter die Decke, streichle ihr Gesicht. Das Tageslicht kommt näher und erreicht Lippen und Nase. Sie schließt die Augen, atmet sanft und schläft ein. Ich muss sie weiter streicheln. Nur das ist richtig.

Ein Gedicht für eine 89jährige Frau, die so viel gesehen hat ... von einem 25jährigen Jungspund, der halb betrunken durchs Leben wandelt. Das darf ich auch keinem erzählen; außer Silvia. Ich sitze vor der Triumph-Adler und durchwühle die Papierstapel. Würde ich mit Schreiben Geld verdienen, könnte ich mich schon jetzt zur Ruhe setzen. Na gut, ich will mich nicht beklagen. Ab Herbst machen Walter und ich wieder Lesungen im Musikkeller, sogar zu Silvester dieses Mal. Ich kann umsonst trinken, die Leute trinken sowieso, die Stimmung ist immer gut und Walter verdient ordentlich. Was will man mehr? Jedenfalls finde ich im Wust Papier links und rechts der Maschine nichts, was ich mit Frau Mohr in Verbindung bringe. Und diese Woche will ich das erledigen, unbedingt mit Silvia dort hin. Vielleicht bekommen wir etwas vom Geröll abgetragen. Nichts anderes wünsche ich mir.

»Heinrich! Du musst dich unbedingt beruhigen!«, schnauze ich die Triumph-Adler an. Sie antwortet nicht, aber mir fällt die Flasche Southern Comfort auf dem Bord über dem Küchentisch ein. Flüssige Beruhigung. Zügig hole ich ein großes Glas voll, setze mich vor die Maschine und ziehe ein Blatt in die Walze. Noch ein Schluck und ein zweiter, um den ersten zu

besiegen. Es wirkt. Wärme breitet sich in mir aus, strömt von der Brust in alle Richtungen. Ich tippe die Zahl 89 in Worten.

Neunundachtzig

Hohe Decken / im Sandsteinhaus

Fotos aus den Zwanzigern

Liebe aus den Dreißigern

Tod in den Vierzigern

Einsamkeit bis in

die Achtziger

Ohne einsam zu sein

Leben geht vor

Aus dem Mund / weise Worte voller

Klugheit / Die Liebe hat das

Licht brennen

lassen in ihr / nicht mal der Tod

wird es löschen

Ich lehne mich zurück. Das ist es. Noch ein Schluck, dann stürze ich den Rest in mich hinein, gehe auf den Balkon. Die Furt rauscht kräftig. Aus dem Schwarzwald kommt wieder vermehrt Wasser. Unter mir hängt jemand Wäsche auf. Silvia hat den zweiten Nachtdienst. Was tue ich jetzt? Der Abend ist noch jung. Vielleicht treffe ich jemand im Musikkeller. In weiser Voraussicht stecke ich den großen Block und zwei Kugelschreiber samt Geldbeutel in den Rucksack und mache mich auf den Weg. An der ARAL in der Zerrennerstraße kaufe ich einige Packungen Lucky Strike, Blättchen und ein Päckchen Schwarze Hand. Ich entdecke Southern Comfort im Schnapsregal. Das ist neu. Die Menschen kommen auf den Geschmack. Weiter geht es Richtung Schlossberg. Unterhalb des Kaufhof esse ich einen

Döner mit allem, setze mich auf eine Bank und schaue dem Treiben zu. Genug Anschauungsmaterial, um gleich hier zu schreiben. Ein Kerl setzt sich neben mich, der schon seit dem Dönerstand ein Auge auf dem hat, was ich tue. Nach dem ersten Biss wagt er es.

»Schmeckt das Ding?«

»Ich esse nicht sehr oft Döner. Ein Vergleich fällt mir schwer. Man kann ihn essen.« Er hört nicht zu.

»Man kann hier beklaut werden«, sagt er.

»Man kann überall beklaut werden.«

»Du bist cool.«

»Ich bin vor allem schnell.«

Er weicht ein paar Zentimeter zurück. »Ich habe ja nicht gesagt, dass ich dich beklauen will. Immer schön ruhig, Brauner.«

»Hast du Hunger?« Die Frage lässt ihn verstummen, aber er nickt nach ein paar Sekunden. Ich ziehe einen Zwanziger aus der Hosentasche und lege ihn auf die Bank. »Hol dir einen Döner und bring zwei Flaschen Export mit.«

»Echt?«

»Echt.«

Seine Hand greift den Zwanziger am Eck, langsam, als wäre er verseucht, steht auf und geht vorsichtig zur Bude. Mit Döner und zwei Export kommt er zurück, setzt sich. Gehörig Abstand zwischen uns. Das Rausgeld legt er auf die Bank.

»Behalt es.«

»Echt?«

»Echt.« Er öffnet die Flaschen mit einem Feuerzeug und stellt eine neben mich. »Danke.«

»Ich danke dir«, sagt er und stellt seinen Hunger unter Beweis. Döner in Rekordzeit. Kein Molekül geht daneben. Dann zieht er das Export, ein markanter Rülpsler folgt. Im Umkreis von dreißig Meter drehen sich alle zu uns um. Ich nicke.

»Warum gibst du mir einen aus?«

»Warum nicht? Man sieht ja, du hast Hunger.«

»Und wie.«

»Wie alt bist du?«

»... dreißig.« Ein kurzes Zögern. Er hat gelogen.

»Kannst du arbeiten? Ich meine, richtig arbeiten, pünktlich sein, zuverlässig sein?« Er legt die Stirn in Falten, richtet sich auf. Alarmstellung.

»Warum? Soll ich für dich arbeiten? Bist du ein Dealer? So was mache ich nicht.«

»Nein. Bin ich nicht. Aber bei der Post suchen sie dringend Leute. Zuverlässige Leute. Die nicht nach einer Woche aufgeben, weil sie um 4:30 Uhr antreten müssen, den Drei-Schichten-Plan nicht durchstehen oder am Wochenende malochen sollen. Aber es ist gut bezahlt. Und bist du im Plan, hast du auch mal tagsüber frei. Das ist es, was ich dir anbieten kann. Ich sage meinem Chef, ein Herr ...«

»Berner. Martin Berner.«

»Ein Herr Martin Berner meldet sich bei ihm am Montag um acht Uhr im Hauptpostamt 1 an der Schranke. Du weißt, wo das ist?«

»Ja, weiß ich, aber ...«

»Aber?« Er nickt zum Bier. »Ich weiß, was du meinst. Ich kann dich beruhigen. Damit bist du nicht allein bei der Post. Es ist wie ein Schachspiel. Du bist am Zug. Mach den Richtigen. Probier es.« Ich greife

nach der Flasche und kippe sie in den Blumenkübel, trage sie zur Bude und winke Martin Berner.

Ein Bekannter sitzt am Ecktisch. Ich geselle mich zu ihm. Im weitesten Sinne könnte man ihn als Künstler bezeichnen. Er malt. Allerdings sind seine Gemälde beseelt vom eigenen Niedergang, dem er vor allem anderen den Vorrang gibt. Priorität Nummer eins ist es, dieses Leben vorzeitig zu verlassen; mit einem Seufzer. Walter gibt einem Gast meinen Southern, der ihn zu mir durchreicht. Ich hebe die Hand zum Dank. Meinhardt, so heißt der Künstler, ist der Bruder eines Zivikollegen, der seit vielen Jahren Indische Philosophie oder etwas in der Art in Berlin studiert. Vermutlich gibt es nur dort solche Fakultäten. Ich stelle mir vor, wie die Truppe im Tiergarten sitzt, Gras anbaut und sich den Weg nach innen ebnet. Meinhardt rülpst, dabei hat er nichts zu trinken. Ich stehe auf und ordere bei Walter ein Export, bekomme es umgehend und stelle es auf den Tisch.

»Nabend, Meinhardt. Hier! Geht aufs Haus.« Er zieht die Augenbrauen hoch. Es ist fraglich, ob er mich erkennt, lediglich der Griff zum Henkel funktioniert. Etwa ein Senfglas voll geht beim ersten Schluck daneben. Ein Zustellerkollege kommt und nickt zum dritten Stuhl.

»Nabend, Heinrich! Noch frei?«

»Norbert! Du hier? Klar, setz dich.« Norbert zieht den Pullover aus. Postpullover. Familie eben. Er sucht eine Karte. »Was soll ich dir holen?« Ohne zu zögern kommt Jim Beam-Cola. Wieder stehe ich auf und besorge Norberts Wunsch. Meinhardt schafft den zweiten Schluck, ohne dass etwas daneben geht.

»Danke, Heinrich! Du bist ja öfter hier ...«

»Täglich.«

Er lacht. »Bin grad vorbeigekommen und dachte, guckste mal rein. Du hast ja schon mal davon erzählt. Und da sehe ich dich hier sitzen. Ziemlich cooler Keller. Sandstein überall. Gute Musik.« Norbert deutet auf Meinhardt. »Freund von dir?«

»Van Gogh. Ein Maler.«

Norbert beugt sich vor und mustert Meinhardt genau. »Er hat aber noch beide Ohren.« Aus irgendeinem Grund hat Meinhardt das aufgeschnappt und schaut mich an.

»Heinrich! Hast du deinen Block dabei?«

»Klar.« Ich hole ihn aus dem Rucksack und blättere ein paar Seiten weiter, damit das Export nicht gleich alles zerstört.

»Und einen Kugelschreiber?«

»Auch das.« Er bekommt den Kugelschreiber und legt los, zeichnet wie wild Strich auf Strich. Kurze und lange Linien, mal mit zittriger, mal mit ruhiger Hand. Norbert starrt auf das entstehende Bild. Ich weiß, dass Meinhardt dieses Bild genau vor sich sieht, direkt in seinem Schädel. Er lebt es. Das ist seine Welt.

»Was ist das, um Gottes willen?« Norbert kann den Blick nicht abwenden.

»Das ist, was ich sehe«, sagt Meinhardt. Der Kugelschreiber widmet sich einer Figur, einer Statue, dann kommt die zweite. »Kerberus, links und rechts, sie bewachen den Eingang zu meinem Haus. Drinnen meine Feuerschale, ein ewiges Feuer. Die Götter sind schon gestorben.« Meinhardt ist in seinem Element. Eine solche Zeichnung in meinem Block, zwischen den Gedichten. Dafür liebe ich die Menschen. Walter lässt Gläser fallen und flucht laut. Die Gäste lachen und lästern. Es sollte mir zu denken geben, aber auch hier ist Familie. »Alles ist so grell in mir!«, schreit Meinhardt.

Kapitel 9

Im dunklen Tann

In diesem Geschenkeladen gibt es wirklich alles. Viel Kleinteiliges in dutzenden Regalen. Bunt, edel, Ramsch. Ich muss aufpassen, dass ich nichts herunterreiße in den schmalen Gängen. Wie soll ich hier das Richtige finden? Ich muss fragen, irgendjemand der einen Plan hat von dem, was es hier alles gibt. Die junge Dame an der Kasse tippt Zahlenkolonnen in das Rechenmaschinchchen, überträgt das Ergebnis in ein Journal.

»Entschuldigung, könnten Sie mir helfen?«

»Natürlich.«

Ich hole das Gedicht aus der Hemdtasche. A4, zweimal gefaltet. »Das hier soll in ein Behältnis, das ich verschenken möchte. 89Jährige Dame. Alleinstehend.« Ich sehe an ihrem Gesicht, dass der Gedanke an einen Perversen in der Nähe ist. »Meine Oma natürlich.« Das bringt die Freundlichkeit zurück.

»Darf ich mal sehen?«

»Okay.«

Sie faltet das Blatt auf und liest, sieht mich an, das Gedicht, wieder mich. Schweigend kommt sie hinter der Theke vor, geht in ein Regal und bringt eine rechteckige Schachtel. Den Deckel kann man an der kurzen Seite aufklappen und daraus einen Ständer bauen, indem man ein Stück Karton in einen Falz steckt. Das Ganze ist dunkelblau und strukturiert. Ein bisschen wie Brokat. Sie nimmt eine Schere, stutzt mein Gedicht zusammen, dann schiebt sie es vorsichtig in den Rahmen.

»Passt genau. Aber schade, dass Sie es gefaltet haben. Wäre es glatt und auf einem anderen Papier getippt, käme es mehr zur Geltung.«

»Kein Problem. Das kann ich noch mal neu machen. Zuhause habe ich noch lachsgelben Karton, 120 Gramm. Der geht grad so in die Triumph.«

»Da wird sich Ihre Oma aber freuen.«

»Das hoffe ich doch.«

Das Päckchen ist verpackt und versendet. Aufgegeben beim Postamt 2 in der Schwarzwaldstraße. Der dortige Kollege am Schalter hat mir die Seitentür geöffnet und ich habe Eberlein angerufen, ihm gesagt, dass eventuell ein Martin Berner am Montagmorgen um acht Uhr an der Pforte aufschlägt. Er würde Arbeit suchen und wäre eventuell was für die Paketverteilung oder die Päckchengruppe. Im Übrigen würde ich jetzt in die Vogesen fahren und mich dem Alkohol ergeben. Er hat mir Glück gewünscht. Ich solle ein paar für ihn mittrinken. Dann kam noch die Erinnerung, dass Montagmorgen der Bezirk 1022 auf mich wartet. Ich werde pünktlich sein. Wie immer, versprach ich ihm. Dem Kollegen habe ich als Dank fürs Telefon eine Lucky für die Pause in die Hand gedrückt.

Es ist kurz vor zwei. Silvia hat mich gebeten, sie genau um vierzehn Uhr zu wecken. Ich stehe seit fünf Minuten vor der Tür, beobachte die Enten am Flussufer, dann meine Uhr, wieder die Enten und drücke pünktlich mit dem Minutenzeiger auf der Zwölf die Klingel. Selten genug, dass ich die Armbanduhr anziehe; wenn ich sie denn mal finde. Niemand öffnet. Noch mal. Länger, mehrmals in kurzen Abständen. Wieder nichts. Es ist zum Verrücktwerden. Also wieder auf die Holzbank. Wir kennen uns schon mit Vornamen. Kurz vor drei kommt Silvia über die Goethebrücke. Schon von weitem erkenne ich sie am Gang. Sich ein Telefon anzuschaffen, wäre nicht die schlechteste Idee. Immerhin habe ich einen Anrufbeantworter, der zu

nichts nutze ist. Es ruft eh niemand an, aber Silvia könnte es wenigstens. Ihr Schritt erinnert mich an preußische Soldaten. Sie zieht ihn durch bis auf meine Höhe, sieht mich und nimmt neben mir Platz. Einen Stock im Rücken. Steif und kerzengerade. Aus der Parkatasche kramt sie einen Zettel. Ich kenne Form und Farbe. Ein Telegramm. Sehr selten, aber es gibt sie noch. Komm her. Muss mit dir reden! Mehr steht da nicht. Es wurde beim Postamt Alpirsbach aufgegeben. Von einem Herrn Ketterer. Ich gebe es ihr zurück, lege den Arm um ihre Schulter. Sie zuckt, lässt es aber dann geschehen. Langsam lehnt sie sich an mich, als müsste ich erst den Stacheldraht entfernen. Die Enten sind in einen heftigen Streit verwickelt und quaken, was das Zeug hält, dann flattern sie von dannen. Sonderlich warm ist es nicht, windig, aber ich empfinde es als angenehm. Silvia zittert. Es ist das Telegramm, nicht das Wetter. Auf die Uhr zu sehen, traue ich mich nicht. Hier zu sitzen, sie im Arm, ist okay, aber ich weiß, in ihr wütet ein heftiger Sturm.

»Ich habe heute Morgen eine schöne Schachtel gekauft. Man kann sie aufklappen und eine Art Fotoständer bauen. Da rein habe ich dann das Gedicht gesteckt. Hab's extra noch mal auf lachsgelbes Papier getippt. Sieht wirklich schön aus. Ich wette, das gefällt Frau Mohr. Wir können nächste Woche mal bei ihr vorbeischaun, wenn du ein bisschen Zeit hast. Mal abwarten, wie ich mit dem neuen Bezirk zurechtkomme. Stehen eine Menge Hochhäuser rum. Aber ich krieg das hin. Hab mich auch für die Prüfungen angemeldet. Ich muss jetzt bis Januar die ersten beiden Zahlen auswendig lernen. Leitzone und Leitraum, Bereichsknoten, Abschnittsknoten, so Zeug. Mal sehen ...«

Eine Rotte Tauben fliegt an uns vorbei im Tiefflug. Bei Opas Arbeitgeber brennt überall Licht, Lärm kommt aus offenen Fenstern.

»Da drüben in der Firma hat mein Opa gearbeitet. Er war Goldschmied. Dort haben sie die Medaillen für die Olympischen Spiele angefertigt.«

»Lebt er noch?«

Silvia redet wieder. Wie sehr ich doch ihre Stimme vermisse. »Nein, ist vor ein paar Jahren gestorben.«

»Und deine Oma?«

»Noch mal ein paar Jahre davor.« Jetzt drückt sie sich regelrecht an meine Hüfte, als würde sie in mich hineinkriechen wollen.

»Würdest du mit mir in den Schwarzwald fahren?«

»Jederzeit. Wohin du möchtest.«

»Ich muss noch zwei oder drei Stunden schlafen, dann können wir los.«

Wie soll es anders sein, als dass schlechtes Wetter über dem Schwarzwald aufzieht, wenn man ein paar Tage frei hat. Ich habe vollgetankt, eine Stange Luckys, genug zu trinken und eine Tüte mit Brötchen samt Wurst und Käse gekauft. Erst nach Freudenstadt, hat Silvia gesagt. Wir sind auf der B294 und fahren durch den Neuenbürger Tunnel. In Höfen beginnt es zu regnen. Nur leicht, aber es ist abzusehen, dass da noch mehr kommt. Über dem Dobel ist es schwarz. Silvia sitzt mit angezogenen Beinen auf dem Sitz, die Arme drum geschlungen, die Stirn auf den Knien. Es sieht aus, als würde sie beten. Ich konzentriere mich auf die Straße, schaue ab und zu nach rechts, zünde eine Zigarette an.

»Auch eine?«

Sie schüttelt den Kopf. Die Haare bewegen sich. Calmbach kommt, ein Wolkenbruch kommt. Die Scheibenwischer stelle ich auf schnelle Stufe.

Licht an. Am Abzweig nach Wildbad stehen wir an der roten Ampel, die Tropfen trommeln unablässig aufs Dach, Böen schütteln den Opel. Es gibt Menschen, die würden Silvias Stimmung und das Wetter zu drohendem Unheil verknüpfen. Ich gehöre nicht dazu. Wetter geht vorbei. Bei Silvias Stimmung bin ich mir nicht sicher.

Das kleine Enztal beginnt, die Straße steigt an. Alle Tannen wachsen zu einer schwarzen Masse zusammen. Nur ein Auto hinter uns, das an der Forellenzucht abbiegt. Wir sind allein. Manche der Bäume haben gut und gerne fünfunddreißig oder vierzig Meter, mächtige Stämme, mehr als einen Meter im Durchmesser, dicht an dicht. Kein Licht dringt hindurch. Der schwarze Wald. In einem Ausschnitt über uns gleichfarbige Wolken aus denen nichts als Wasser kommt, kleine Bäche auf der Straße. Dann ein grelles Aufblitzen. Für einen kurzen Moment bin ich geblendet. Der Donner folgt unmittelbar. Ich lege die Hand auf Silvias Nacken und hoffe, sie lebt noch.

»Ich liebe dich, Silvia.«

Greller Blitz, zweimal hintereinander, zwei kurze Schläge folgen. Hagel beginnt. Ich sehe nichts mehr und reduziere die Geschwindigkeit. Ausgangs einer sanften Kurve ist eine kleine Schotterfläche, für zwei oder drei Fahrzeuge bietet sie ausreichend Platz. Dort stelle ich uns ab, schalte den Motor aus. Silvia hebt den Kopf, sieht die Bescherung und greift nach der Zigarettenschachtel.

»Ist das nicht gefährlich? Was ist, wenn der Blitz uns trifft?«

»Faradayscher Käfig. Wenn er allerdings einen Baum trifft oder eine Böe nen altersschwachen umweht, dann wird es gefährlich.«

»Ich will noch nicht sterben«, sagt sie und zündet die Kippe an.

»Wenn, dann nur neben dir«, erwidere ich. Sie schaut mich an. Das Blau der Augen hat sich zurückgezogen und einem tiefen Abgrund Platz gemacht.

»Dort, wo wir hinfahren, bin ich schon einmal gestorben.« Ich kann nicht vermeiden, dass meine Augen feucht werden. »Deswegen möchte ich mit dir fahren. Sonst ist da niemand, dem ich vertraue.«

»Das macht mir Angst, Silvia. Wirklich. Was, um Gottes willen, ist denn dort?«

»Meine Familie.«

Deine Familie will ich wiederholen, lasse es aber bleiben. Ich werde es erfahren und immer dicht neben ihr stehen. Als wären wir eins. Kugelmenschen. Nur Zeus hat es geschafft, sie zu zerteilen.

»Lass uns weiterfahren.«

Ich nicke und starte den Motor. Das Schäfermesser fällt mir ein, direkt vor dem Gemächt des älteren Mannes, der lediglich eine Hausnummer suchte. Wie die Morgendämmerung, schiebt sich eine Ahnung in meinen Horizont. Ein Blick über die Schulter. Alles frei. Es geht weiter. Die nächsten dreißig Kilometer umschlingt uns der Tannenwald. Kein Haus, kein Mensch. Nur Regen, Böen und schwarze Wipfel. Als wäre der Wald ein Abbild unseres Ziels. Eine Vorbereitung auf das, was kommt.

Nach knapp fünfzig Kilometer sind wir in Freudenstadt. Ich entdecke einen REWE samt Parkplatz und fahre drauf, stelle uns im Eck ab.

»Was jetzt?«

»Da gibt es eine Bäckerei mit Kaffee. Soll ich dir einen mitbringen?«

»Gerne. Schwarz.«

»Klar. Mach du doch solange ein paar Brötchen. Käse und Wurst sind in der weißen Tüte.« Silvia nickt. Ich gehe hinein. Es ist kaum was los. Bei

dem Wetter jagt man keinen Hund vor die Tür. Die Menschen schweigen oder flüstern maximal. Hier oben ist die Welt eine andere. Stiller, abweisender. Mit dem Motorrad bin ich schon oft hier gewesen, aber nach kurzer Pause gleich weitergefahren. Immer war es ein Gefühl von Fremdsein.

Ich kaufe zwei Becher vom guten Gebräu, zwei Schneckennudeln und gehe zurück. Der Regen macht eine Pause. Gleich einem Hirtenhund, treibt der Wind die Wolken vor sich her, hinüber nach Horb, Richtung Neckartal und Schwäbische Alb. Silvia hat die Tür geöffnet, beide Beine nach außen gedreht und halbiert Brötchen mit dem Schäfermesser. Ich lehne mich gegen den Kotflügel und beobachte sie. Wurst, Käse, zuklappen, das Nächste.

»Ich schätze, es ist nicht mehr weit. Vielleicht ist es sinnvoll, wenn du mir ungefähr sagst, was auf mich zukommt, damit ich im entsprechenden Moment richtig reagieren kann.« Wurst, Käse, zuklappen, das nächste Brötchen.

»Das wäre sinnvoll, ja.« Wurst, Käse, zuklappen, das letzte Brötchen ist dran. »Gab es drin Kaffee?«

»Klar, hier.«

»Danke.« Sie legt das Messer auf die Ablage, gibt mir ein Brötchen und nimmt dafür den Becher. Ich beiße herzhaft hinein, schlürfe Kaffee dazu. Die Luft ist frisch, kühl, im Osten Wetterleuchten. Der Ausblick phänomenal.

»Es wird um Hof und Sägewerk der Eltern gehen. Gepachtet hat den Hof mein älterer Bruder. Von mir. Das Sägewerk gehört anteilig meinem Onkel und mir. Mein Onkel will meinen Anteil übernehmen und mein Bruder den Hof.«

Das erste Brötchen ist gegessen. Sie gibt mir ein zweites. Der Kaffee könnte besser sein. »Hm, das klingt erst mal nach einer verhandelbaren Sache auf die man sich einigen kann. Dir liegt nichts am Hof oder am Sägewerk? Immerhin wären das Einnahmequellen. Vor allem das Sägewerk.«

»Ich wollte noch nie etwas davon. Seit Vater tot ist, will ich weg.« Da ist er, der Vater. Ich denke an meinen. Das ist so eine Sache mit den Vätern ...

»Wann ist er denn gestorben?«

»Als ich acht wurde.«

»Als du acht wurdest? Also ...«

»An meinem Geburtstag, ja.«

»Das sind ...« Mir fällt auf, dass ich nicht weiß, wie alt Silvia ist. Das Blau ist nur schwach zu sehen. Kann Farbe aus den Augen verschwinden? Vielleicht eine besondere Form des Lichts hier oben zwischen den Tannen. Da ist nach wie vor tiefer Abgrund. Vielleicht umso tiefer, je näher wir dem Ziel kommen.

»Vor einundzwanzig Jahren«, sagt Silvia. Ich muss kurz nachrechnen. Gestorben vor einundzwanzig Jahren, sie war acht, ist jetzt also kurz vor dreißig. Vier Jahre älter als ich. Mit acht Jahren den Vater verloren ...

»An was ist er gestorben?«

»Gram. Ich glaube, er hat sich zutiefst gegrämt und hat am Ende aufgegeben.«

»Wegen was hat er sich gegrämt?«

»Keinen Widerstand mehr leisten zu können.«

»Widerstand?«

»Du wirst es sehen. Lass uns weiterfahren. Wir müssen Richtung Wolfachtal, Rippoldsau. Kennst du den Weg?«

»Ja, kenne ich. Vom Motorradfahren.«

Silvia trinkt den Becher leer, geht zum Mülleimer am Laternenpfahl und wirft ihn hinein, presst die Hände in die Hüfte und dehnt den Rücken, schaut sich um, kreist einmal um die eigene Achse und bleibt mit dem Blick an mir hängen. Ich gehe auf sie zu, schließe die Arme um den schmalen Oberkörper, kraule auf und ab. Wir küssen uns.

Ins Wolfachtal hinunter wird es wieder dunkler. Nicht nur über uns, nicht nur auf dieser engen, verschlungenen, gewundenen Straße, auch hier drin. Kurve folgt auf Kurve, Kehre auf Kehre, bemooste Felsen, Tannen, Farne dazwischen, zerklüfteter Waldboden. Ich habe das Fenster einen Spalt offen, schneller als sechzig kann man nicht fahren. Der Duft des Waldes ist so intensiv, voller Harzgeruch, dass ich meine, bald in Trance zu verfallen. Es ist berauschend.

»Es dauert nicht mehr lang. Wenn wir auf dem Hof sind, steig bitte gleich mit aus, stell dich neben mich, halt einfach meine Hand.«

»Gerne.«

»Ich habe angerufen und gesagt, wann wir kommen.«

»Das hört sich an wie ein militärisches Briefing.«

Silvia zündet eine Zigarette an, lässt mich ziehen und steckt sie dann in ihren Mund. Bei diesen Kurven werde ich nicht rauchen. »Genau das ist es. Wenn du merkst, dass ich ein wenig die Geduld verliere, kannst du ja dazwischen gehen. Und wenn die beiden mir blöd kommen, gehen wir einfach. Sie wollen was von mir. Nicht ich von ihnen.«

»Ich bin gespannt wie ein Flitzebogen, wirklich. Das ist wie im Kino.« Sie wirft mir einen undefinierbaren Blick zu, raucht still weiter. Ein Gedanke ist da in meinem Hinterkopf. »Sehe ich das richtig, dass dein Vater, bevor er

gestorben ist, Hof und das Sägewerk anteilig seiner achtjährigen Tochter überschrieben hat?«

»Das siehst du richtig. Mutter hat er als Verwalterin eingesetzt bis zu ihrem Tod.«

»Und was ist mit deiner Mutter?«

»Ist letztens gestorben.«

Ausgangs der Kurve kann ich mir einen kurzen Blick zu Silvia erlauben. Sie starrt geradeaus durch die Scheibe. Knapper könnte die Antwort nicht ausfallen.

»Hm, ich schätze, dein Onkel ist der Bruder deiner Mutter. Sie hat in Hof und Sägewerk eingeheiratet. Dein Onkel hat wegen der vielen Arbeit einen Anteil am Sägewerk bekommen und dein Bruder ist ein Totalversager. Deine Mutter und dein Onkel waren auf derselben Seite des Spielbretts. Und es hat ihnen 21 Jahre nicht gepasst, was dein Vater in weiser Voraussicht getan hat.«

»Du bist ein schlaues Kerlchen, Heinrich. Das mag ich an dir. Sag, wie gestaltet man das Leben eines achtjährigen Kindes, wenn man sich selbst hasst und fuchsteufelswild ist, weil alle Träume platzen und man nichts hat?« Sie schaut her, den Blick kann ich spüren. Also drehe ich den Kopf. Da ist Finsternis.

Kapitel 10

Finsternis

Sie schweigt. In Rippoldsau hat mir ihre linke Hand die Richtung gezeigt. Immer entlang der Wolfach. Über den Tannenwipfeln bilden sich Bänke aus Wasserdampf, steigen auf, sinken an manchen Stellen herab, schlagen sich auf der Scheibe nieder. Kilometer um Kilometer in diesem verwunschenen Tal bringen wir hinter uns. Ich werde nervös, wirklich, ein Kribbeln wie vor der ersten Achterbahnfahrt kriecht von den Beinen kommend aufwärts.

»Langsamer. Gleich kommt eine Rechtskurve und wir biegen links in den Wirtschaftsweg, über die Wolfach, nach hundert Metern kommt der Hof. Das Sägewerk ist dann dreihundert Meter weiter, am Staugraben.«

»Es ist schon später Nachmittag. Können wir hier übernachten? Oder wie ist dein Plan?«

»Wir übernachten im Auto. Ist ja alles hinten drin. Oder macht dir das etwas aus?«

»Nein, gar nicht. Im Auto übernachten ist meine Spezialität.« Sie nickt in Fahrtrichtung. Ich setze den Blinker, biege ab. Die Wolfach ist noch ein breiterer Bach, führt aber eine Menge Wasser nach dem heftigen Regen. Hinter einer Kurve stehen Gebäude. Drei Stück. Ein Klassiker. Der Schwarzwaldhof, eine Dachhälfte zur Schneeseite fast ganz nach unten gezogen, auf der anderen endet es in einem hochgelegten Schopf. Ein Fahrsilo, sicher für Grassilage und eine Art Werkstatt. Niemand ist zu sehen. Ich halte vor der Giebelseite, stelle den Motor ab. Das Blech knistert.

»Kein Empfangskomitee.«

»Nein«, sagt sie und steigt aus. »Wir gehen rein.«

»Okay.« Gurt lösen, tief durchatmen. Dann hinaus. Silvia wartet. Ich nehme ihre Hand. Sie packt zu. Fest. Dann gehen wir nebeneinander zur Tür, öffnen. Es ist kühl im Flur. Ein würziger Duft hängt in der Luft. Tannenholz überall, Treppenstufen, das Geländer, die Balkenlage an der Decke, kleine Bretter dazwischen, an manchen Stellen hängt ein Strohalm in der Fuge. Spinnweben in den Ecken. Silvia bleibt stehen. Ich meine, sie lauscht nach Stimmen, doch dann spüre ich das Zittern.

»Nach rechts in die Küche?«

Sie nickt. Ich gehe vor. Niemand im Raum. Wir setzen uns. Ich muss zuerst auf die Bank, dann rückt sie dicht an mich, hängt wie eine Klette an meiner Hüfte. Ich lege den Arm um sie. Die Stille im Haus ist kaum auszuhalten. Ein Schamottofen, sehr alt. Darüber emailliertes Blech, rußig an den Ecken, alte Schöpfkellen und Siebe. Rechts sind Holzscheite gestapelt. Ich denke daran, Feuer zu machen. Das kann nicht schaden, entscheide mich aber dagegen. Ist nicht mein Haus. Es gehört Silvia. Für einen Augenblick habe ich das Bild im Kopf, mit ihr zusammen diesen Hof zu betreiben. Den Bruder lassen wir zum Deputatenlohn bei uns arbeiten. Es tickt irgendwo. Im Nebenraum. Vielleicht die Stube. Wenn mich nicht alles täuscht, sind diese Höfe so gebaut, dass Küche und Stall auf einer Seite liegen, die Stube auf der anderen. So können Mensch und Tier von der Feuerstelle profitieren.

»Ist ziemlich kalt auf der Bank. Gar nicht gut für meine Hämorrhoiden. Gibt es keine Sitzkissen?« Die Auflockerung verfehlt ihre Wirkung.

»Hat mein Bruder bestimmt versteckt. Bloß nicht zu bequem sitzen.«

»Ich könnte Feuer machen.«

»Nein.«

Dann fällt mir nur noch ein, ihr Haar zu küssen. Wir warten. Hoffentlich nicht auf Godot. Ich hätte auf die Uhr blicken sollen. Etwas stimmt nicht. Die Zeit muss hier drin einen anderen Weg nehmen. Einen längeren. Von den geweißelten Wänden ist fast alle Farbe abgeblättert. Je länger ich sie anstarre, desto mehr bekomme ich den Eindruck, die Kälte kriecht aus ihnen hervor. Uns als Ziel. Die Wände erinnern sich an Silvia. Und Silvia erinnert sich an die Wände. Ich schüttele den Kopf. Zu viele Edgar Wallace-Filme gesehen.

Die Tür geht auf. Mehr als zwei Füße. Keine Stimmen. Sie haben uns beobachtet und warten lassen. Als sie dachten, wir wären eingeschüchtert genug, haben sie sich zugnickt. Nun stehen die beiden im Türrahmen der Küche und ich fühle mich an einen Film aus den Bauernkriegen erinnert. Vierschrötige Gesichter. Ihr erster Blick gilt mir. Keiner der beiden ist größer als einssiebzig. Vielleicht ist es besser, mich zu zeigen, bevor Silvia ihr Schäfermesser zückt. Ich stehe auf, schiebe den Küchentisch ein Stück von der Bank weg. Silvias Hand drückt fester. Doch ich lasse los, gehe auf die beiden zu und schaue sie an, einen halben Meter noch. Meine rechte Hand hebe ich ihnen ein Stück entgegen. »Guten Tag. Konstantin. Freut mich, Sie kennenzulernen. Schöner Hof.« Der Bruder sieht den Onkel an, der schaut an mir vorbei. Ich lächle und bewege ein zweites Mal die Hand. Er schlägt ein und drückt. Das tue ich auch. Dann ist der Bruder dran. Sein Blick wandert durch die Küche, die Finger könnte ich ihm problemlos quetschen, da ist kein Widerstand. Dann setze ich mich und alle beide nehmen gegenüber Platz. Aus der Weste zieht der Onkel eine rote Mappe. Mein Erscheinen hat sie verunsichert, so viel steht fest.

»Wir dachten, du kommst nicht.« Die Stimme des Bruders ist so flatterhaft wie ein Fähnchen im Wind. Er lehnt sich nach hinten, drückt mit den

Daumen die Hosenträger vor und wackelt mit dem rechten Unterschenkel.

»Was ich sage, tue ich auch«, erwidert Silvia.

»Bist aber nicht allein gekommen«, stellt der Onkel fest.

»Hab ja kein Auto. Mein Freund hat mich gefahren.«

»Wir hätten dich in Freudenstadt abgeholt.«

»Hab ich gerne drauf verzichtet.«

Eine halbe Minute vergeht. Dann schiebt der Onkel, dessen Name ich immer noch nicht kenne, die Mappe in die Mitte des Tisches, klappt sie auf.

»Oben drauf liegt die Rechnung für die Beerdigung deiner Mutter. Bist ja nicht gekommen. Leichenschmaus hat dein Bruder bezahlt. Drunter ist unser Angebot für Hof und deinen Anteil vom Sägewerk. Wir würden die Beerdigung übernehmen, wenn du diesen Vertrag unterschreibst. Du willst ja bestimmt über Nacht bleiben. Lies alles in Ruhe durch. Morgen früh kannst du dann unterschreiben.«

Silvia zieht die Mappe gerade so dicht vor sich, dass sie die Rechnung des Bestatters überfliegen kann. Dann schließt sie den Deckel und nimmt sie an sich.

»Was willst du mit dem Hof?«

Ihr Bruder hat nicht mit der Frage gerechnet. Flehend geht sein Blick zum Onkel. Der schweigt. »Hab gedacht, ich mach einen Reiterhof draus. Weißt ja, gibt immer mehr Touristen im Tal. Bau ich alles um. Vier Wohnungen könnt ich draus machen. So mit Kindern und so.« Silvia reagiert, streckt sich, die Brust stößt gegen die Tischkante. »Kinder? Du hier mit Kindern?! Dass ich nicht lache ...« Sie steht auf. »Komm, Heinrich.«

»Was ist daran schlecht?« Der Bruder sieht sie an, einen immer noch schweigenden Onkel neben sich.

»Alles«, sagt sie kalt, nimmt meine Hand und zieht mich in den Flur.
»Morgen früh um neun bin ich hier und dann sage ich euch, was ich tue.«

Nichts wie raus ist mein erster und einziger Gedanke. Die Kälte aus den Wänden verfolgt mich, kriecht meine Fersen hinauf. Im Nu sitze ich im Opel, schaue auf den Tacho, die Uhr, Ganghebel, Handbremse, alles noch da. Silvia schlägt die Tür zu.

»Junge, Junge, Silvia, grad dachte ich, die Hölle friert ein. Der Teufel hätte Angst bekommen.«

Sie starrt mich an. Dann lacht sie los. Silvia lacht. Die Augen werden wieder blau. Tränen kommen. Ich starte den Motor.

»Wo sind wir hier eigentlich?«

»Im Glaswald.«

»Im Glaswald?«

»Mh.«

»Ich muss schon sagen, im Moment fühle ich mich als Teil eines alten Märchens. Jeden Moment kommen Hänsel und Gretel aus dem Tann, nachdem sie die Hexe in den Ofen gesteckt haben.«

»Gut möglich«, sagt Silvia. Ich schaue sie an. Es kommt vor, dass ich mir nicht sicher bin, ob sie etwas ernst meint oder nicht.

»Anderes Thema ... ich bin also jetzt offiziell dein Freund. Ich liebe dich und du liebst mich. Nicht wahr?«

»Ist das wichtig?«

»Es hat etwas Beruhigendes, finde ich.« Sie zieht den Schlafsack bis zum Kinn und beugt sich mir zu, stülpt die Lippen vor. Ich küsse sie.

»Auf eine gewisse Art bist du schon herrlich naiv.«

»Ich? Naiv?« Sie nickt und zündet eine Zigarette an. Vor den Scheiben ist es finstere Nacht. Absolut finster. »Ich weiß jetzt, warum es Schwarzwald heißt. Das ist nicht normal. Noch nicht mal das All ist so schwarz. Unheimlich.«

Silvia zieht lange, inhaliert tief und pustet den Rauch gegen die Dachverkleidung. »Ich möchte nicht mit dir schlafen heute. Hab meine Tage bekommen. Das tut ordentlich weh.«

»Mach dir keine Gedanken. Soll ich deinen Bauch streicheln? Hilft mir auch immer, wenn ich Schmerzen im Unterleib habe.«

»Lieb von dir, aber ...«, sie lässt die Lucky in einer Dose verschwinden, schüttelt sie. Es zischt. »Bitte heute keine Berührungen.«

»In Ordnung. Dann schau ich dir in die Augen, solange die Batterie der Taschenlampe hält.« Keine Reaktion. Dafür knipst Silvia das Licht aus. Wie soll ich dir in die Augen sehen, will ich sagen, schlucke den Satz aber lieber runter. Ich höre sie atmen, dann tastet eine Hand nach meinem Gesicht, legt sich auf meine Wange und verharrt dort.

»Silvia, darf ich dich etwas fragen?«

»Nach dem Hof?«

»Ja, nach dem Hof und all den Fäden, die dort zusammenlaufen.«

»Mh, ich glaube, du darfst mich jetzt fragen. Aber wenn ich schweige, dann ist es so.«

»Dann ist es so.« Der Druck ihrer Hand wird fester.

»Hat dir dein Bruder etwas angetan?«

»Er ist mein Stiefbruder.«

„Was?“ will ich erwidern, bringe es aber nicht raus. Mir wird heiß. Ich schwitze von einer Sekunde auf die andere. Stiefbruder?

»Dein Vater hat sich geämt ... also haben dein Bruder und du dieselbe Mutter, aber ...«

»... zwei unterschiedliche Väter, ja. So ist das. Er ist der Sohn meines Onkels.«

»Moment ... du willst aber nicht sagen, dass dein Onkel deine Mutter ... also, dass sie ...« Das Bild des Bruders, der den Onkel von der Seite anschaut, wieder und wieder, bricht aus meiner Erinnerung hervor, steht grell leuchtend hinter meiner Schädeldecke.

»Das will ich damit sagen«, flüstert sie, löst die Hand und zieht sich zurück. Ich kann ihre Haare riechen, den Duft ihres Gesichts. Und ich kann eine andere Frage nicht wegschieben. »Und hat dein Onkel dir weh getan? Ich meine, hat er dich ... mehr als berührt?«

Die Finsternis kehrt zurück. In derselben Sekunde. Nicht aus dem Wald. Aus ihr. Schwärzer als der kalte Kosmos. Ich balle die Fäuste. Was hat sie gesagt? Wenn ich schweige, dann ist es so? Das hat sie gesagt. Es war die Antwort auf meine noch nicht gestellte Frage, von der sie wusste, sie würde kommen. Wenn ich schweige, dann ist es so. Also war es so. Bitte keine Berührungen heute Abend! Keine Berührungen jetzt! Nicht in der Nacht. Vielleicht auch nicht morgen. Vielleicht nie mehr? Ich sinke auf meine zusammengeknüllte Hose. In totaler Schwärze zu liegen ist grausam. Wie kann ich das alles in meinen Kopf bekommen? In mein Herz?

»Heinrich?«

»Ja?«

»Jetzt, wo du es weißt, wirst du dich von mir abwenden?«

»Nein. Ich bin neben dir und liebe dich.«

Silvias Hand tastet erneut nach meiner Wange und presst dagegen. Sie ist kalt. Keine Berührungen.

Die Nacht verbringen wir in einem parallelen Universum, dessen Zeit – zäh und klebrig wie heißer Asphalt - nicht die unsere ist. Nicht die außerhalb dieses Waldes. Das Innere eines Schwarzen Lochs kann man genau hier betrachten, man muss nicht raus ins All. Schwitzen, frieren, weinen, eindösen und sofort in einem Alptraum aufwachen, aus dem es kein Entkommen gibt. Silvia hustet. Das holt mich zurück. Dann beginnt es von Neuem. Ich will die kleinen Hände retten, direkt vor mir, doch sie sind viel zu weit entfernt. Nicht nur die Zeit ist eine andere, auch der Raum hat Bedeutung und Struktur verloren. Eine Welt ohne Bezugspunkte. Ohne Leuchttürme. Wieder hustet sie; und schnieft. Sie ist wach. Das gleichmäßige Atmen ist einer Unregelmäßigkeit gewichen. Ich will reden. Nicht mehr einschlafen, einfach reden.

»Dein Vater hat sich geärgert, wegen deines Stiefbruders? Dass dein Onkel mit deiner Mutter ...«

»Nein. Er hat sich geärgert, dass er meiner Mutter alles durchgehen ließ.«

»Alles? Was ist alles?«

Stille, atmen, ich höre mich schlucken.

»Alles ... das ist schlagen, anschreien, stundenlang in den Schopf sperren, über Nacht; und mein Papa bringt mir Essen, wofür er von Mutter angeschrien wird. Alles, das ist an den Haaren ziehen, sie abschneiden nach Lust und Laune oder dem Grad der Wut, kalt baden, erniedrigen mit Worten, mich schlecht machen in der Schule. Ich bin ihr ausgeliefert.«

Stille, atmen, ich höre sie schniefen.

»Und als dein Papa starb, konnte deine Mutter tun und lassen, was sie wollte ...«

»Ich sage nur das Wort ‚Mutter‘, aber ich meine es nicht. Du hast recht, tun und lassen, was ihr in den Sinn kam oder ihrer Wut entsprach.«

»Und dann kam dein Onkel?«

»Der war einfach geil. In diesem Tal gibt es nicht viele Möglichkeiten und er ist kein Adonis. Also hat sie mich ihm zugeführt, wie es so schön heißt. Schließlich bin ich die Erbin. Da braucht es Kontrolle.«

»Ich muss jetzt raus ...«, sage ich und will den Reißverschluss öffnen, aber Silvias Hand sucht meine.

»Geh nicht raus! Nicht jetzt. Frag mich einfach. Jetzt sind wir schon so weit gekommen ... viel weiter als jemals sonst.«

»Okay, ja, du hast recht.« Silvia rückt an mich heran.

»Es ist nicht einfach zu vertrauen, aber ich will es. Ich will dir vertrauen, also halt mich fest.« Ich halte sie fest. Nicht einfach in diesen Schlafsäcken.

»Wie hast du es da raus geschafft?«

»Das Schulende kam, ich bin einfach weg. Zu einer Freundin. Hab ne Ausbildung gemacht, Abi nachgeholt, studiert und raus in die Welt.«

»Dann hätten dein Stiefbruder samt Onkel doch einfach so weitermachen können, oder?«

»Nee, das Weitermachen endete mit Mutters Tod. Das war notariell geregelt. Ich musste zurück. Und in Pforzheim gab es Jobs.«

Kapitel 11

Der Tag bricht an

Wer hätte gedacht, dass es noch einmal hell wird und ich die Sonne sehen darf. Sie kämpft sich durch aufsteigenden Nebel über den Wipfeln der Tannen im Glaswald. Silvias Worte schälen sich aus dem Durcheinander in meinem Kopf. Alles hier Gesehene reicht für ewige Verdammnis.

»Was hindert mich daran, deinem Onkel das Genick zu brechen? Oder zumindest ins Krankenhaus zu bringen? Samt deinem Stiefbruder?«

»Nur du selbst kannst dich daran hindern.«

»Wäre das nicht gerecht?« Silvia steckt den Kopf aus dem Schlafsack. Blaue Augen und volle Lippen, die Haare ein einziges Durcheinander.

»Das würde mein Leben nur für ein paar Sekunden besser machen. Dann verpufft es wie ein Strohfeuer. Keine meiner Erinnerungen wäre getilgt, das weißt du, oder?«

Ich reibe die Augen mit beiden Händen. »Ja, weiß ich. Sorry, ich habe wirklich schlecht geschlafen. Ein irres Zeug geträumt.«

»Haben wir noch Brötchen? Ich habe Hunger.«

Hat sie das wirklich gesagt? Bevor ich überlegen kann, ob wir noch Brötchen haben, stupst sie mich. »Hast du mitbekommen, dass heute Nacht das Auto gewackelt hat?«

»Gewackelt?«

»Ja, ein paar Mal hin und her, als hätte jemand beide Hände aufgelegt und geschüttelt.«

»Vielleicht Wildschweine?«

»Oder ein Braunbär...«

»Was?! Ein Braunbär? Es gibt keine Braunbären im Schwarzwald. Das stünde in der Zeitung.«

»Dann war's vielleicht ein Troll.«

»Oder ein Traum«, erwidere ich. Sie grinst, rutscht dichter heran, küsst mich heftig, dann schiebt sie mich von sich weg.

»Du bist jetzt jemand, der viel über mich weiß«, sagt sie. »Sehr viel. Manchmal habe ich das Gefühl, mich an nichts mehr erinnern zu können. Dabei liegt nur eine dünne Decke darüber. Kommt jemand wie du, bin ich versucht, die Decke anzuheben, aber es lohnt sich kaum. Die meisten sind Idioten.«

»Ich bin keiner?«

»Bis jetzt nicht.«

Aus einem Reflex heraus muss ich tief ein- und ausatmen. Es gab schon einige, die mich einen Idioten nannten, offenbar eine Frage des Standpunkts. Silvia sucht nach den Zigaretten. Ich greife in die Kopftasche des Schlafsacks, nehme die Lucky und gebe ihr eine, zünde sie an und drehe die Scheibe ganz herunter. Die frische Waldluft drängt mit Kraft herein.

»Was hast du genau gemacht in Göteborg?«

»Verträge ausgearbeitet, übersetzt, mich um Vertragsrecht gekümmert.«

»Echt? Das klingt interessant.«

»Kann es sein. Die Feinheiten der Sprache sind das Interessante. Was wir wollen und was andere verstehen.«

»Kannst du noch andere Sprachen?«

Sie sagt etwas in Spanisch, Französisch, Englisch. Ich lege den Kopf auf mein provisorisches Kissen und starre an die Decke. »Ich bin beeindruckt, Silvia.« Sie steckt die Zigarette zwischen meine Lippen, ich ziehe kurz.

Direkt nach dem Wachwerden rauche ich ungern. Sie dreht den Kopf zum Armaturenbrett.

»Ist sieben durch. Wollen wir mal irgendwo einen Kaffee auftreiben?«

»Den wird es wohl nur in Rippoldsau um diese Uhrzeit geben, oder?«

»Wahrscheinlich. Wolfach ist zu weit weg.«

»Dann los.«

Auf der Strecke nach Rippoldsau hat Silvia den Kaufvertrag durchgelesen. Zweimal. Keine Ahnung, wie schnell sie liest, aber zwischendurch hat sie immer wieder gelacht, den Kopf geschüttelt, dann die Nase hochgezogen und die Papiere wieder in die rote Mappe gesteckt. An der Tankstelle im Städtchen fülle ich Wischwasser nach, prüfe den Reifendruck und Silvia besorgt drinnen Kaffee und Brezeln. Es ist ihr Gang, den ich beobachte, die geraden Schultern, das Kinn ist immer oben, nie schaut sie auf den Boden. Mit einem Zischen löse ich die Ventilklammer. Silvia ist ein Kraftpaket. Ihre Zähigkeit muss jedes gegerbte Leder in Ehrfurcht erstarren lassen. Und doch kann es passieren. Von einer Minute auf die nächste bricht es ein. Irgendein Auslöser, ein Wort, das für uns andere völlig harmlos ist, eine Bewegung, ein Lachen, schon kommt die Finsternis. Irgendwo dazwischen bin ich und ahne, was das bedeutet, schiebe aber den Gedanken auf die Deponie wertloser Erkenntnisse. Der Opel jedenfalls ist in Ordnung, Öl ist okay, die Motorhaube klackt beim Zumachen. Ich rolle die Schlafsäcke zusammen, ein Auge immer auf der Tür zum Kassenhäuschen. Sie tritt ins Freie und hat eine Sonnenbrille im Gesicht. Grinsend kommt sie her, gibt mir einen Becher.

»Gab nur Espresso. Dafür zwei Butterbrezeln für jeden, frisch bestrichen und noch warm.«

»Offenbar haben sie auch Sonnenbrillen da drin.«

»Eine RayBan für wenig Geld.«

»Sieht gut aus, aber ist sicher nur ein Replikat.«

»Egal. Ich sehe cool aus.«

»Dazu braucht es nicht die Brille.«

Sie lächelt und beißt in die Brezel, kaut, dann öffnet sie die hintere Tür und fingert einen Umschlag aus ihrem Rucksack. »Halt mal, bitte ...«

Ich halte. DIN A4, weiß und sicher 150 g-Papier, auf der Rückseite grauer Karton. Sie stellt den Becher aufs Autodach, legt die Brezel daneben. Dann nimmt sie mir den Umschlag ab und wedelt zweimal mit ihm.

»Mein Zusatzvertrag. Am Telefon sagte der Trottel, dass sie einen Kaufvertrag hätten. Das hier ist mein Anhang zum Kaufvertrag. Der eine ist nur gültig mit dem anderen. Gut, dass du jetzt dabei bist, denn ich werde dich als Zeugen notieren. Ist das okay?«

»Ist okay für mich.« Mir kommt ein Gedanke. »Kann es sein, dass du damit schon in Pforzheim geliebäugelt hast, als du mich fragtest, ob ich dich fahre?«

»Ein wenig.«

Da kann ich nur nicken. »Vertragsrecht, Klauseln und so, hm?«

»Das war nicht ausschlaggebend. Zur Not wäre ich in ein Rathaus zum Standesamt und hätte da einen Zeugen gefunden. Ich fühle mich neben dir wohl. Deswegen habe ich dich gefragt.« Sie nimmt die Brille ab. Ihr Blick ist unsicher, suchend.

»Ich bin gerne dein Zeuge. Alles, was dir hilft. Lass uns fahren, ist bald Zeit.«

Der Hof steht noch. Und ein Lieferwagen davor. Vom Sägewerk. Der Onkel ist schon da oder hat hier geschlafen. Ich traue der Sache nicht. Keinen Millimeter. »Hast du dein Schäfermesser in der Tasche?« Silvia zückt es und im selben Augenblick arretiert die Klinge in der Halterung. »In was bin ich hier nur hineingeraten ...«

Ein dünnes Lächeln entsteht auf ihren Lippen. Sie steckt das Messer wieder ein. »Meinen Trottel-Bruder musst du nur scharf angucken, schon verstummt sein großes Maul. Und mein Onkel ist ein Bewegungsdepp.« Ihr Blick wandert über meinen Oberkörper. »Du wirst sie im Griff haben.«

»Danke für die Blumen.«

»Gerne. Ich hätte die ganze Scheiße hier schon vor Jahren anzünden sollen.«

»Tu dir keinen Zwang an«, sage ich und steige aus. Im Nu ist Silvia aus dem Wagen, steht schon vor der Haustür.

»Lass mich zuerst rein.«

»Okay.«

Sie öffnet, lauscht und nickt mir zu. Ich folge, gespannt wie ein Flitzebogen. Die beiden sitzen in der Küche. Schon einen Schnaps vor sich und eine zweite rote Mappe. Silvia legt ihre auf den Tisch.

»Pünktlich warst du schon immer«, stellt der Bruder fest. Wir setzen uns. Ihr Onkel beugt sich vor.

»So, hastes dir überlegt? Ist nur zu deinem Besten.«

»Hab ich. Es wird euch gehören. Ich will es sowieso nicht. Werdet glücklich damit.«

Die Beiden sehen sich an. Dann öffnet der Onkel die zweite Mappe. »Na, dann unterschreib beide und wir sind fertig.«

»Wenn ich euer Exemplar durchgelesen habe.«

»Wieso? Traust du uns nicht?«

Überflüssige Frage, trottelliger Bruder, denke ich und lächle. Silvia öffnet beide, legt sie nebeneinander und beginnt in zwei Verträgen zu lesen. Einmal links, einmal rechts. Ihr Kopf wandert hin und her, umblättern, weiter, nächste Seite. Faszinierend. Ein Roboter hätte keine Chance. Vertragsrecht ...

Dann ist sie offenbar zufrieden und zieht ihr Dokument aus dem Rucksack, legt es auf den Tisch. Es sind zwei Bögen.

»Lest das durch. So wie es auf diesem Papier steht, wird es gemacht, oder gar nicht. Es ist eine Art Vertragserweiterung.« Der Bruder begehrt auf, ist schon dabei, aufzustehen, bekommt vom Onkel eine Kopfnuss. Der beginnt zu lesen und gleich noch ein zweites Mal. »Einfache Sprache«, kann sich Silvia nicht verkneifen. Nur der Onkel reagiert.

»Da steht, du willst das Geld nicht auf einmal, dafür jeden Monat einen Betrag? Na gut, warum nicht? Ist vielleicht sogar besser für uns.«

»Da steht auch, dass ihr den Zusatzvertrag anerkennt und damit einverstanden seid. Datum drauf und unterschreiben. Alle beide.« Sie legt einen Kugelschreiber auf den Tisch. Sie tun es.

»Und jetzt schreibt ihr, dass Mutters Beerdigung von euch übernommen wird und ich nichts damit zu tun habe. Alle Notarkosten, das Katasteramt, die Überschreibung, alle anfallenden Kosten werden von euch bezahlt.«

Auch das erledigt der Onkel. »Fertig?«, will er wissen, linst auf den Schnaps. »Schenk ein!«, herrscht er den Trottel an, der sofort reagiert.

»Gib her. Ich schreibe jetzt drauf, dass Herr Heinrich Konstantin den ordnungsgemäßen Vorgang des Verkaufs bezeugen kann. Auf Vertrag und Zusatzvertrag.« Der Onkel kippt den Klaren in sich hinein. Ich stelle mir

vor, wie Silvia alles abfackelt und die beiden brennen. Dann unterschreibe ich.

»Das mit dem Notar wirst du sicher schon geregelt haben, von wegen Verkauf ohne ihn. Bekommt er Holz für eine Garage oder eine Pergola?«

»Lass das meine Sorge sein.« Er schenkt erneut voll, leert das Glas. »Dann war's das jetzt.« Silvia nimmt Vertrag und ihr Dokument an sich. »Uns wäre es recht, wenn wir dich heute das letzte Mal sehen würden.«

»Ich komme erst wieder zu deiner Beerdigung«, sagt Silvia kühl. »Vielleicht grabe ich dich wieder aus und schneid dein bestes Teil ab. Als Andenken.« Er wird bleich. Der Bruder bekommt große Augen. Aus den Wänden kommt die Kälte und ich stehe auf.

»Lass uns gehen, Silvia.«

Die Fahrt zurück nach Pforzheim ist ein einziges Schweigen. Meine Versuche, irgendwo noch ein wenig zu entspannen – schließlich haben wir alles dabei – schlagen fehl. Dann denke ich an Kino und Restaurant, ein Dinner bei Kerzenlicht, also ab nach Hause. Aus dem Wolfachtal nach Freudenstadt kommen, ist nach diesen Erlebnissen so etwas wie einen lichtdurchfluteten, freundlichen Sandsteindom zu besuchen. Die Sonne hat es zwar schwer gegen die von Westen andrängenden Wolkenbänke, aber wir leben, Silvia ist eine Last losgeworden, wir lieben uns ... was kann noch passieren? Aber ihr Schweigen kündigt weiteres Unwetter an. Die Ahnung, dies alles spielt sich außerhalb meiner Welt ab, nimmt Gestalt an. Ich bin eine temporäre Erscheinung in ihrem Leben und die Uhr tickt.

Für die Heimfahrt wähle ich einen anderen Weg, über Altensteig und durchs Nagoldtal nach Hause. Silvia blickt unentwegt aus dem Fenster, aber ich bezweifle, dass sie das wahrnimmt, was zu sehen ist.

»Es ist bald Mittag. Ich kenne ein nettes Plätzchen, um was zu essen. Maisenbacher Sägmühle, bei Bad Liebenzell. Da könnten wir ein Päuschen einlegen. Die haben astreine Salate, mit Thunfisch oder Hühnchen und der Milchkaffee schmeckt super.«

Sie dreht den Kopf. »Du bist nicht aus Pforzheim, oder?«

»Doch, bin ich schon, dort geboren, hab aber lange woanders gelebt. Wie kommst du jetzt da drauf?«

»Wegen solcher Wörter wie *astrein* zum Beispiel. Und manchmal meine ich, was Rheinisches rauszuhören. So eine Dialektvermischung.«

»Zehn Jahre Südstadt, Köln-Bayenthal.«

»Dachte ich mir's doch.«

»Ich sehe schon, Sprachen sind dein Metier. Wie ist es jetzt mit Salat und Pause und astreinem Milchkaffee?«

»Einverstanden. Aber nicht ewig. Ich will heim und muss duschen. Den Dreck abwaschen.«

Ich nicke. »Den Dreck abwaschen, ich verstehe. Wenn du möchtest, werde ich dir dabei den Rücken schrubben und genau kontrollieren, dass nichts vom Dreck hängen bleibt.«

»Einverstanden«, sagt sie zur Scheibe.

»Okay. Und es ist klüger, meine Dusche zu nehmen, denn deine ist eher was fürs Astronautentraining.«

»Einverstanden.«

Kapitel 12

Hunde und Hass

Die Kategorie Zur besonderen Verwendung hat mich nach der Paketzustellung bei den Briefträgern angeschwemmt. Die Königsklasse. Behaupten zumindest die Briefträger von sich. Paketzusteller sein ist ganz okay, aber noch nicht der Platz eins auf dem Podest der Postwelt. Ich bin also jetzt auf Platz eins, allerdings habe ich einen Streckenbezirk. Ich mache täglich so richtig Strecke. Und das auch noch an einem steilen Hang, die Maihalden, ein auseinandergezogenes Mischgebiet aus Schrebergärten, alten Wohnhäusern aus den 10er- und 20er-Jahren und beginnender Neubebauung von Norden her, unterhalb des Siloah. Dazu kommt die Kelterstraße bis zur Dietlinger Landstraße. Das ist ein weitläufiges Areal und bestens geeignet, fit zu bleiben. Anders als in den Innenstadtbereichen, werfe ich einen Brief ein, laufe zweihundert Meter, um dann den nächsten loszuwerden. Und ich muss den Hang hinauf, wieder runter und wieder hinauf, ein paar Mal. Fitness-Studio und Sportverein kann ich mir sparen. Die Menschen gewöhnen sich an mich und das Einnahmelevel an Trinkgeld steigt von Woche zu Woche.

Silvia wurde ebenfalls versetzt. Sie ist im Briefabgang und leert Kisten auf die Sortiermaschine, ordnet die Kuverts, schaut, dass alle vom Band erfasst werden, bevor es in die Lesemaschine geht. Eine sehr eintönige Tätigkeit, aber geht was schief, steht der Betrieb. Vor allem aber hat sie viel Zeit zum Nachdenken. Es arbeitet in ihr. Die schweigenden Momente zwischen uns nehmen wieder zu, oder besser: Die Momente, in denen ich rede und gar nicht weiß, mit wem eigentlich. Seltsamerweise bin ich hauptsächlich

glücklich. Das hat mit ihr zu tun. Inzwischen wohnt sie fast bei mir. Nur in kritischen Momenten schließt sie sich in der Steubenstraße ein. Dann warte ich einfach, schaue im Briefabgang, ob sie gerade Zeit hat. Aber diese Augenblicke der Finsternis werden seltener, meine ich. Immerhin bekommt sie eine monatliche Apanage, das ist viel wert. Ich hingegen kämpfe mit dem Bezirk und den Menschen dort. Bisher hätte ich es für ausgemachten Schwachsinn gehalten, anzunehmen, ein Wohngebiet formt Menschen und Menschen formen ein Wohngebiet. Aber meine Kollegen bestätigen diese Vermutung. Zieht jemand in eine bestimmte Gegend, passt sich sein Verhalten an diese an. Oder – was auch vorkommt – diese Person sucht sich diese Gegend aus. Ich kann das nicht wirklich glauben, aber jeder neue Tag bestätigt mir das Phänomen. Meine speziellen Freunde sind nach wie vor die Hunde.

Der Herbst hat seinen Höhepunkt erreicht, die Nässe macht mir zu schaffen. Regen, egal welcher Größe und Dichte, Wind, nasses Schuhwerk, das nagt an den Nerven; und keiner der Briefe darf darunter leiden. Im Grimmigweg habe ich viele Zustellungsurkunden unterschiedlichster Farbe. Gelb, rot, blau, jede hat ihre Bedeutung. Mit zwei blauen Umschlägen klinge ich, Reihenhaus, rechte Hälfte, notiere Datum und Uhrzeit samt Unterschrift: Zustellung ist erfolgt. Die Tür wird geöffnet, ich sehe niemand. Offenbar steht die Person hinter der Tür. »Guten Morgen, zwei Zustellungsurkunden.« Vor mir ein langer, gefliester Flur, dann folgt eine verglaste Tür, ein großes Zimmer und noch ein paar Meter weiter eine Tür zur Terrasse. Es ist nicht hell in der Wohnung, dann aber kann ich sie sehen. Zwei Dobermänner die mich anstarren und erst einsortieren müssen, wer oder was ich bin. Nach zwei Atemzügen ist der Denkvorgang abgeschlossen

und sie beschleunigen aus dem Stand auf hohe Geschwindigkeit, rutschen auf den Fliesen, knurren, fletschen die Zähne, zwei furchterregende Kiefer. Geistesgegenwärtig reiße ich der Person hinter der Tür den Griff aus der Hand und knalle sie zu. Keine Sekunde zu spät. Die zwei Bestien poltern gegen das Aluminium, jaulen, dann verirren sie sich in einer Art Blutausch. Nichts als wütendes Gebell. Die geifernden Kiefer kann ich mir förmlich vorstellen. Kopfschüttelnd schiebe ich die Zustellungsurkunden durch die Briefklappe. Sofort schnappt einer der beiden danach, reißt an den Umschlägen. Wieder rausziehen geht nicht. Dann halte ich nur noch zwei Papierfetzen in der Hand. Das war es mit den Zustellungsurkunden. Von drinnen ist ein Pfiff zu hören, die Hunde verziehen sich. Es ist still.

»Hören Sie, mir ist das egal, was mit den Zustellungsurkunden passiert. Ich habe beide zugestellt. Die nächsten beiden sind rot, und wenn sie die so behandeln, kommen die Jungs mit dem Türöffner. Schönen Tag noch. Ihre Post können Sie sich ab morgen beim Postamt abholen.« Keine Antwort. Ich zünde eine Zigarette an. Southern-Comfort und Cola, das täte mir jetzt gefallen. Ein Blick zum Himmel. Nur diesig. Kein Regen. Immerhin.

Zustellungsurkunden, ein leidiges Thema. Ich stehe in einem großen Hausflur, der mal eine Durchfahrt in den Innenhof gewesen ist. Eine breite Tür mit bunten Gläsern verschließt ihn zur Kelterstraße. Zwölf Briefkästen, alles noch Vorkriegsbestände. Sehr klein, verbogene Türen, abgerissene Klappen, Namensschildchen abgekratzt, fünf Mal mit Edding überschrieben. Ich suche einen Nachnamen. Blaue Urkunde. Das Licht über mir leuchtet auf, die vier Stufen höher liegende Haustür öffnet sich. Eine Frau kommt heraus, stellt sich neben mich.

»Ham sie Post für mich?«

»Wenn Sie mir Ihren Namen nennen, schaue ich nach.«

»Przybsinski.«

»Nee, leider nix dabei.«

»Warum leider?«

»Nur so ein Spruch. Als Briefträger hat man ein paar Floskeln drauf. Für jede Situation eine.«

»Wollen Sie mich verarschen?«

Ich seufze. »Kennen Sie eine Tamina Masud?«

»Nee. Kenne ich nicht.«

»Soll aber angeblich hier wohnen. Vielleicht zusammen mit einer anderen Person.«

»Könnten die Asylanten sein. Der Name klingt ja schon nach Asylant.«

»Und in welcher Wohnung finde ich diese Menschen?«

Sie ignoriert meine Frage. »Bringen Sie etwa Stütze? Arbeiten nix und kriegen mein Steuergeld?«

»Keine Stütze. Also, welche Wohnung?«

»Die sollen sich wieder verpissen. Hab es dem Vermieter schon paar Mal gesagt. Wir wollen die nicht hier!« Sie beugt sich vor und greift nach dem Umschlag.

»He! Finger weg!« Sie zuckt zurück.

»Sag ich Ihnen auch nicht die Wohnung!«

»Behalten Sie Ihr Wissen für sich.«

»Sind en Kanackenfreund, was?«

»Ihr Nachname klingt auch ganz besonders Deutsch.«

Sie zieht Luft in sich hinein und hält sie, läuft rot an. Dann legt sie los mit allem, was an unflätigen Bemerkungen in ihrem schmalen Reservoir vorrätig ist. Ich gehe zur Haustür, öffne und suche den Namen. Tür für Tür. Es ist die

Dachgeschosswohnung. Fünf Namen sind auf den Querrahmen unter dem Milchglas geschrieben. Eine Frau öffnet auf mein Klopfen.

»Frau Tamina Masud?« Kopfschütteln, aber sie winkt mich herein, zeigt auf eine Zimmertür. Die Küche. Ich setze mich, warte aber lieber mit dem Ausfüllen. Eine zweite Frau kommt, dunkelrotes Gewand, an einer Kette um den Hals ein Kreuz. »Frau Tamina Masud?«

»Ich bin.« Sie zeigt einen Schein der Ausländerbehörde und einen ägyptischen Pass.

»Ich habe eine Zustellungsurkunde für Sie. Moment, muss noch Datum und Uhrzeit notieren.« Zwei weitere Frauen stehen im Türrahmen. Tamina Masud reißt den Umschlag auf.

»Lesen, bitte.«

Ich sehe sie an, dann die beiden anderen. »Okay.« Eine Menge Papier. Das Wichtigste aber steht in dicken Buchstaben mitten drauf. *Asylgesuch ist abgelehnt. Keine Duldung. Ausreise muss erfolgen ...* auf Seite zwei eine Situationsbeschreibung, eine Begründung. Koptische Christin, der Mann laut ihr verschwunden. Nun droht ihr die Muslimbruderschaft mit dem Tod. Aber alles in Ordnung in Ägypten, keine Gefahr für Leib und Leben, von politischer Verfolgung kann keine Rede sein ...

Ich lege die Papiere auf den Tisch und atme tief durch, sehe sie an, das dunkelrote Gewand. Sie schüttelt den Kopf. Ich nicke. Und muss wieder gehen. Ja, das muss ich. Wieder gehen. Ich bin ein Vertreter des Staates mit hoheitlichen Aufgaben. Das Überbringen von Hiobsbotschaften gehört zu diesen hoheitlichen Aufgaben. »Tut mir leid«, sage ich. Doch dafür kann sie sich nichts kaufen. Sinnlos, es zu sagen.

In den Schrebergärten, mit vereinzelt sehr ansehnlichen Wohnhäusern, die weit zurückversetzt mitten im Grünen stehen, gibt es einen Neuzugang. An dieser Adresse hatte ich bis zu diesem Tag keine Zustellung. Das Haus selbst wirkte bisher verlassen. Eternitfliesen auf den Außenwänden, sicher noch mit Asbestfasern stabilisiert. Drunter bestimmt ein schmuckes Häuschen, der Keller nur halb im Boden, wie in dieser Gegend üblich. Es ist ein Donnerstag. Zeitungstag. Stern, Frankfurter Allgemeine, alles was Rang und Namen hat und besonders schwer ist, kommt am Donnerstag. Ich halte eine NPD-Parteizeitung in den Händen, dazu jede Menge Schriften und Magazine aus dem selben ideologischen Milieu. Zum ersten Mal kommt mir der Gedanke, etwas nicht nur nicht zuzustellen, sondern es gleich verschwinden zu lassen. In meiner Zustellgruppe ist aber niemand, den ich fragen kann. Nur altgediente, zuverlässige Beamte im hoheitlichen Sinn. Während der morgendlichen Sortierung in die Regalwand, hole ich zwei Espresso, stelle dem Kollegen vom Nachbarbezirk einen davon auf den Tisch. Er sieht mich an.

»Nanu? Danke.«

»Gleich nach meinem Becher kam noch einer. Ohne dass ich noch Geld einwerfe. Komisch, oder?«

»Ja, sehr komisch. Die Automaten hier gehören normal zu den geizigeren Modellen.«

»Na, lass es dir schmecken.« Er hebt den Becher und trinkt. »Ich hab gehört, ein Innenstadtzusteller hat einen Stapel Briefe im Fahrstuhlschacht vom Ärztehaus verloren ...«

Der Kollege prustet los. »Du meinst Thomas? Ja, mal wieder zu viel intus gehabt. Der ist aber auch zu dämlich ...«

»Was passiert denn, wenn die Leute die Post nicht bekommen?«

»Na, in seinem Fall musste der Service von der Fahrstuhlfirma kommen, in den Revisionszugang einsteigen und alles wieder rausholen. Das wird teuer.«

»Und wenn er das nicht gemerkt hätte im Suffkopf?«

»Absender oder Empfänger melden sich, wenn es wichtig ist. Dann geht es an die Nachforschungsstelle. Die finden meist alles raus.«

»Echt?«

»Aber hallo. Noch nix vom Rentenmann gehört?«

»Nee.«

»Hat immer Briefe geöffnet, wenn er im Licht Geldscheine gesehen hat. Hat nicht lange gedauert, dann hatten sie ihn.«

»Cool. Die sind so was wie Detektive?«

»Mit allen Wassern gewaschen. Fangbriefe losschicken, präpariert, da haste keine Chance und läufst mit blauen Fingern durchs Postamt. Weiß gleich jeder Bescheid.«

»Nicht schlecht. Ob die mich nehmen würden?«

Er stutzt. »Wie? Ich dachte, du bist Aushilfe?«

»Ich bereite mich auf die Prüfungen vor. Daueranstellung hab ich schon. Dann mal sehen.«

»Sauber. Gute Leute können wir immer brauchen.«

»Danke.«

Er hebt den Becher, ich auch. Wir trinken sie leer.

Silvia hatte Nachtdienst, sitzt in der Küche über einem meiner Schreibblöcke und brütet. Ich gebe ihr einen Kuss auf den Hinterkopf und stelle den Einkauf auf den Kühlschrank, packe das empfindliche Zeug hinein.

»Ich wollte erst Pilze kaufen, aber ist ja nicht, wegen Tschernobyl. Erst heißt es, alles in Ordnung, jetzt ist Herbst und immer noch nichts mit Pilzen. Von der angeblich erlaubten Menge kann man ja nicht satt werden.« Sie reagiert nicht, streicht zwei Wörter durch, kritzelt etwas anderes drüber. »Dafür gibt es heute frische Ananas. Im Tandoori-Hühnchen-Reis. Das wird dir schmecken. Frische Curry-Paste hab ich auch gekauft, dazu griechischen Joghurt und eine Mango.« Nichts. Ich schaue ihr über die Schulter. Eine Art Steno muss das sein, lesbar ist es nicht. »Wenn du deine Autobiographie schreibst, dann werde ich sie auf jeden Fall kaufen.«

»Tu ich nicht. Würde auch niemand drucken.«

»Ja, vielleicht.« Ich setze mich gegenüber und drehe eine Birne in der Obstschale. Links rum, rechts rum, hole ein Messer aus der Schublade und schneide vier Schnitze, entferne das Kernhaus und lege ihr einen Schnitz aufs Blatt.

»Mein Bezirk nervt mich«, sage ich. »Da wohnt neuerdings ein Nazi. Gesehen habe ich ihn noch nicht, aber der Briefkasten ist immer leer. Er bekommt viel Post. Nazizeitungen, Nazibücher, Nazibriefe. Und Rechnungen. Aber seltsam, dass niemand zu sehen ist. Licht brennt nie, die Fensterläden sind meist zu. Aus dem Schornstein kommt kein Rauch. Sieht völlig unbewohnt aus, die Hütte.«

Endlich hebt sie den Kopf. Ich kann ihn sehen. Aber sie ist woanders. Das Blau ist mal wieder verschwunden, hat einem hellen Grau Platz gemacht. Darüber muss ich mal mit meinem Augenarzt sprechen.

»Ist vielleicht nur ne Kontaktadresse?«

»Hab ich mir auch schon überlegt. Und einen deutschen Schäferhund kann ich auch nirgends entdecken.« Sie hebt die Augenbrauen. »Lach nicht. War ernst gemeint. Hab ich dir schon von den beiden Dobermännern erzählt?«

»Nein.«

Ich berichte ihr von der Attacke auf einen Staatsbediensteten.

»Und? Muss der Kerl jetzt seine Post im Amt holen?«

»Er hat am nächsten Tag ein Postfach eröffnet. Aber ich hätte bei Gefahr für Leib und Leben nicht hin gemusst. Er wäre aufgefordert worden, die Hunde anzuleinen.«

»Gibt schon komische Leute«, stellt sie fest und beißt in den Birnenschnitt.«

»Ist dir was aufgefallen, Silvia?«

Sie neigt den Kopf, schaut sich um. »Nicht wirklich, nein. Ist alles wie immer. Hast du dein Bücherregal aufgeräumt?«

»Denk mal an den Musikkeller.«

»Hm, hilf mir auf die Sprünge ...«

»Ich trinke nur noch Apfelschorle ... oder Milchkafee.«

Silvia richtet sich auf. Das Blau kehrt zurück. »Ja! Das stimmt! Jetzt wo du es sagst ... warum?«

»Ist mir gar nicht schwergefallen. Wegen dir. Mit dir zusammen sein ist mir wichtig. Du hast recht gehabt. Irgendwann wäre uns das in die Quere gekommen, nicht wahr?« Sie sieht auf das Blatt, dann wieder zu mir. »Was schreibst du da eigentlich?«

»Entwürfe für Bewerbungen.«

»Wirklich? Das ist gut. Post ist nix für ein schlaues Mädchen wie dich. Kumpel von mir ist bei Witzenmann untergekommen. Weltfirma.«

»Ich will mich nicht in Pforzheim bewerben.«

»Nicht? Wo dann?«

Sie greift in den Rucksack neben sich und holt ein Adressbüchlein raus. Auf einer Doppelseite stehen mindestens zehn Adressen. »Hier.« Sie legt es

auf den Tisch, ich beuge mich vor.

»Aber ... das ist ja überall ... Spanien, Frankreich, Irland, Niederlande ... und ich?« Das Blau verschwindet und weicht den Tränen. Sie legt den Rest vom Schnitz auf den Tisch und schiebt meinen Block beiseite.

Kapitel 13

Schwarz und weiß

Der erste Schnee ist gefallen. Und das nicht zu wenig. Knappe dreißig Zentimeter. In den höher gelegenen Stadtteilen kommen sie auf fünfzig. Die Maihalden sind gefährlich. Meine Sicherheitsschuhe habe ich daheim gelassen, stattdessen die Springerstiefel angezogen. Meist muss ich auf der Straße durch das Weiß stapfen, weil die Bürgersteige nicht geräumt sind oder ich sonst die Karre dauernd über Schneehügel wuchten muss. Also die Königsklasse der Bundespost kann mich mal kräftig. Aber die geschlossene Schneedecke in den Gärten macht noch etwas anderes mit mir. Ich bin dauergeblendet. Länger als eine halbe Minute kann ich nicht nach vorne schauen. Dann bleibe ich stehen, verdecke die Augen oder starre in den Himmel. Oben blau und angenehm; unten grell. Ein schmerzendes Weiß. Davon bekomme ich nach kurzer Zeit Kopfschmerzen und bin froh, die am höchsten gelegene Adresse zu erreichen, das Altenheim. Drinnen ist es angenehm. An der Empfangstheke lege ich die Briefe auf den Tisch, kontrolliere die Einschreiben. Aus dem Hinterzimmer kommt eine ältere Dame.

»Guten Morgen, eine Menge Post heute und sieben Einschreiben. Bitte ...« Ich lege das Zustellbuch vor mich.

»Soll ich jedes quittieren? Oder einmal quer rüber.«

»Bitte jedes. Letztens hat das ‚*quer rüber*‘ nicht gereicht und es gab Ärger. Also lieber jedes. Sind ja nur sieben.« Sie seufzt und unterschreibt mit großer Signatur. Sieben Mal. Es sieht aus wie ein Wimmelbild. »Danke«, sage ich.

»Immer. Nehmen Sie auch Post mit? So als Ausnahme?«

»Wenn es in den Wagen passt, geht das schon. Es sollte halt keine Dauereinrichtung werden.«

»Nee, keine Angst. Der Hausmeister macht das normal, aber der ist krank. Geht nur um das Päckchen hier.« Aus der Schublade unter der Theke holt sie ein mit altem Packpapier umwickeltes Etwas von der Größe eines Buches, ausgeleierte Sisalschnur drumherum.

»Ist das ein Buch?«

»Eine Bibel. Eine unserer Klientinnen schickt sie ihrer Enkelin. Ein Weihnachtsgeschenk.«

»Kann ich mitnehmen, aber es wird den Transport nicht überstehen, das kann ich Ihnen versichern. So wie das eingepackt ist, kommt es grad bis Karlsruhe. Das war's dann.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Wo geht es hin?«

»Bochum.«

»4630, das wird ausgeschüttet auf eine Maschine, die mit Haken allen Inhalt auf ein Förderband bringt, dort greift jemand danach und dann fliegt es mit Schwung drei Meter in ein Sackgestell, Metallrahmen, prallt ab, fällt in den 46er-Sack, wo es zwischen anderen Kanten liegen bleibt, dann wird der Sack ausgebunden, mit Schwung in einen Wagen gepfeffert, heute Abend nach Karlsruhe gefahren, umsortiert, wieder gepfeffert, in Dortmund vorsortiert, in Bochum ausgekippt, auf ein Metallband, vielleicht bleibt es mit der Schnur hängen, das war's dann mit den Worten des Herrn.«

»Ohje! Und jetzt?«

»Haben Sie keinen Karton?«

»Nur große.«

»Ich bringe Ihnen morgen den kleinsten der gelben Postkartons plus Paketkarte. Schicken Sie es als Paket. Dann ist es gleich versichert. Päckchen sind nicht versichert. Und der Karton ist stabiler.«

»Das würden Sie tun?«

»Klar. Gehört zum Service.«

Sie lächelt breit. »Sie sind ein Schatz.«

Ich nicke, hebe die Hand. »Also, bis morgen.«

Die Sonne hat mich wieder. Morgen muss ich unbedingt eine Sonnenbrille mitnehmen, sonst werde ich schneeblind. Jetzt geht es wieder nach unten, um den Rest der Kelterstraße, Hügelstraße und was es da noch an Straßen gibt, hinter mich zu bringen. Ich denke an Silvia. Bis jetzt wurde keine der Bewerbungen beantwortet. Ertappe ich mich gerade dabei, das als positiv zu sehen? Für mich? Ja ... nein, das kann es nicht sein. Es ist ihr Leben. Ihr kurzes Leben. So voller Grausamkeiten. Ich wünsche, dass sie den besten Job der Welt bekommt, unabhängig ist, frei, einen kleinen Hafen findet für sich und das leckgeschlagene Boot ... dann rutsche ich aus, falle glücklicherweise nicht auf den Hintern, lande in einem Schneehaufen. Glück gehabt. Als ich mich aufrichte, sehe ich den gelben Wagen mit zunehmender Geschwindigkeit den schmalen Weg hinabrollen, hinabrutschen. Links und rechts sind die Schneehaufen, wie eine Bande beim Billard bringen sie ihn wieder auf die Bahn, wenn er dagegen stößt. Nichts hält ihn. Alle paar Meter rutschen Briefe oder Zeitungen aus den Taschen. Zweihundert Meter sind es bis unten und er schafft das problemlos. Erst ein Schneehaufen auf dem Bürgersteig der Kelterstraße bringt ihn zum Stehen. Ich rapple mich auf. Kopfschüttelnd. Eine Zigarette wird helfen. Hoffentlich hat niemand zugesehen. Im nicht geräumten Schnee

laufend, trotte ich bergab, sammle die Post ein, aber es wird zu viel, also lege ich die Jacke auf den Boden, das Eingesammelte drauf und mache weiter. Vor dem Wagen steht ein Mann mit Pudel, den er eingepackt hat in einen Strickpullover, warme Lederschühchen an. Er stülpt die Lippen vor und hebt einen Brief auf, schaut auf die Adresse.

»Entschuldigung! Das ist Eigentum der Post! Bitte liegenlassen!«

Der Pudel sieht mich und versteckt sich hinter dem Herrchen und das dreht den Kopf. Achtlos wirft er den Brief in den Schnee. Mit einem enormen Stapel auf den Armen, erreiche ich ihn und hätte mir gewünscht, er würde den Wagen aufrichten, aber weit gefehlt.

»Glatt, was?«

»Kann man sagen.«

»Haben Sie keine richtigen Schuhe?« Er schaut nach unten. »Armeestiefel? Kaufen Sie sich Spikes. Kann sich der Staat das nicht leisten für seine Bediensteten?«

»Ich hab ihn nicht gefragt. Hat auch nicht jeder so einen Bezirk wie ich.«

»Tja, viel Spaß beim Aufsammeln. Komm, Roland. Wir gehen.« Roland hat ziemlich Angst vor mir. Nur zwischen den Beinen seines Herrchens traut er sich an mir vorbei. Das Gute an der Kälte ist, dass der Schnee nicht taut. Keiner der großen und kleinen Briefe hat Wasserflecken. Und die Wertbriefe trage ich immer in der Umhängetasche und die ist verschlossen. Nichts passiert. Silvia hätte bestimmt gelacht.

Hügelstraße, nur noch einen Postscheck überreichen. Wieder Jugendstil oder Gründerzeit, dunkle Holztüren, zwanzig Mal mit braunem Lack überstrichen, so viel Farbe, dass sie im Rahmen klemmt. Irgendwann war mal grün dabei, hellbraun und weiß. Auf die Idee, die alte Farbe

abzubeizen, ist bisher niemand gekommen. Immerhin haben die Häuser die Bombenteppiche überstanden. Ich muss in den zweiten Stock. Lachen, Schreie, Gekreische, mit jeder Stufe wird es lauter. Drei Wohnungen. Das Treppenhaus ist schön, Marmorboden aus diversen Farben und Linien, kunstvoll verlegt. Der Lärm kommt ausgerechnet aus der Wohnung, die ich als Ziel habe. Vor der Tür fülle ich alles aus und klinge. Eine sehr leise Klingel. Bei dem Lärm da drin sicher nicht zu hören. Also hämmere ich gegen die Tür und rufe: »Post! Bitte aufmachen!«

Es wird still. Was geht da drin vor? Vorsichtig beuge ich den Kopf zur Tür, drehe das Ohr zum Glas. Sie geht auf und da steht aufgerichtet auf beiden Hinterläufen ein Schäferhund, eine Vorderpfote an der Tür, eine am Rahmen. Er steckt den Kopf raus und ist unmittelbar vor meiner Nase mit seinem Kiefer. Unsere Blicke treffen sich. Unter ihm ist ein kleines Kind, die Hand an der Klinke.

»Tu den Hund weg«, sage ich.

»Warum?«

»Sonst gibt es kein Geld.«

»Mama! Hier ist einer mit Geld!«

»Schick ihn weg! Der will nur was verkaufen!«

»Sie sollen weg«, sagt der Kleine. Ich lasse den Hund nicht aus den Augen.

»Sag deiner Mutter, ich bin der Briefträger und habe einen Scheck für euch.«

»Mama! Der ist so ein Träger und hat irgendwas!«

»Verdammte Scheiße!«, kommt es von irgendwo. Schritte nähern sich, lautes Atmen. Ich sehe nichts, aber die Tür wird aufgerissen, der Kleine purzelt über den Boden. Mir gegenüber steht eine sehr schwere Frau in

Kleidern, die kaum als solche zu bezeichnen sind. Sie ist zwei Köpfe kleiner als ich. Auf dem Arm ein Kleinkind, im Schlepptau zwei weitere, in Abständen von einigen Zentimetern größer als der Kleine, der auf dem Boden liegt und in der Nase bohrt. Die Frau gibt dem Schäferhund einen Tritt in die Seite, woraufhin der jaulend in ein Zimmer flüchtet.

»Kommse rein.«

»Ich habe einen Postscheck zur Verrechnung. Kindergeld. Sie müssen nur unterschreiben.«

»An der Tür unterschreib ich nix.«

Seufzend betrete ich die Wohnung. Vorher hätte ich noch eine Lunge voll frischer Atemluft zu mir nehmen sollen. Links geht es in etwas, das eine Küche sein könnte. Vier Stühle, auf jedem liegt eine Menge Unrat. Einen kippt sie, das Zeug fliegt auf den Boden. Das Kleinkind setzt sie auf den Boden. Es fällt nach hinten und starrt an die Decke. Der Kleine kommt, stellt sich vor mich. Der Finger ist immer noch in der Nase. In seinen Haaren entdecke ich eine Menge Dreck. Als hätte jemand Nutella darauf verteilt und trocknen lassen.

»Na, Kleiner? Wie ist die Lage?«

»Wo ist der Scheck?« Sie hat einen zweiten Stuhl frei gemacht. Zwischen uns ist der Tisch, aber von der Tischplatte ist nichts zu sehen. Ich versuche, eine passende Fläche für mein Büchlein zu finden.

»Sind Sie Frau Kammerer?«

»Klar! Oder sehen Sie hier noch jemand?«

»Haben Sie so was wie einen Ausweis?«

»Gottverdammich!«

Sie steht auf, kramt im Einbauschränk nach einer Tasche, aus der ein Pass auf den Boden fällt. Der Kleine hebt ihn auf und gibt ihn mir. »Danke,

Kleiner.« Die Frau auf dem Passfoto ist jemand völlig anderes. Na gut, vielleicht die Augen sind ähnlich. Was tut ein Briefträger, der sich nicht davon überzeugen kann, ob die Empfängerperson auch wirklich identisch ist mit der angetroffenen Person? Dazu steht sicher was in den Dienstvorschriften. »Haben Sie noch den Durchschlag vom letzten Scheck?«

»Wollen Sie mich verarschen?«

»Nein, aber wenn ich nicht davon überzeugt bin, dass Sie es sind und den Scheck aushändige, bekomme ich Ärger. Und Sie wollen doch nicht, dass ich Ärger bekomme, oder?«

»Is mir scheißegal.«

»Bitte, schauen Sie mal nach.« Sie kramt wieder in der Tasche, dann bekommt sie einen Schreianfall, kippt einfach alles auf den Müllberg vor mir und setzt sich. »Ich suche selbst. Beruhigen Sie sich.«

Mit den Fingerspitzen durchsuche ich den kleinen Hügel. Seltsamerweise entdecke ich Kondome. Immerhin unbenutzt. Dann ein Umschlag. Und darin eine Menge der Durchschläge. Postschecks für Kindergeld und Arbeitslosenhilfe.«

»Haben Sie kein Konto?«

»Sehe ich aus, als würde ich ein Konto bekommen?«

»Schon gut. Bitte unterschreiben Sie, dann bin ich wieder weg.« Die Suche nach einem Kugelschreiber geht los. Ich gebe ihr meinen Ersatz. Damit krakelt sie irgendwas aufs Papier. Das hätte ich auch selbst gekonnt. »Danke. Behalten Sie den Kugelschreiber, ein Geschenk Ihrer Bundespost.« Ein leerer Blick trifft mich. Die beiden anderen Kinder tauchen im Türrahmen auf, den Hund zwischen sich. Das Kleinkind auf dem Boden steckt etwas in

den Mund, das wie ein Kronkorken aussieht. Ich bücke mich und nehme es an mich. Mit einem Schrei hätte ich gerechnet, aber es sieht mich bloß an.

»Hören Sie, darf ich einen Vorschlag machen?«

»Was?«

»Als Briefträger kenne ich den Pfarrer von hier. Ich kann ihn bitten, mal vorbeizukommen. Vielleicht kennt er jemand, der auf die Kinder aufpasst, ein bisschen mit ihnen spielt oder mit dem Hund rausgeht. Wär das was?«

»Ich kann aber nix zahlen.«

»Ich wette, das macht er umsonst.« Sie nickt. Der Kleine holt aus der Nase einen monströsen Popel und steckt ihn in den Mund. »Kann sein, dass es heute oder morgen klingelt. Dann halten Sie den Hund fest.« Sie nickt. Seufzend stehe ich auf. Am liebsten würde ich die Kinder mitnehmen, aber es reicht nur für mich. Im Treppenhaus gehe ich bis zur ersten Stufe, dann muss ich weinen und weiß gar nicht, warum eigentlich.

Wir sitzen im Lokal eines Spanischen Kulturvereins mitten in der Fußgängerzone. Schlichte Einrichtung, astreine Küche. Einfach, aber exzellent. Es ist voll, laut, der Tisch gehört nur uns, der letzte in der Reihe, direkt unterm Fernseher, auf dem die spanische Erste Liga übertragen wird. Silvia und ich müssen nicht reden, nur uns ansehen. So viel geredet mit so wenig Worten. Augen und Blicke. Die Augenblicke mit ihr sind wie warmer Küstenwind auf feinem Strand. Jemand bringt uns Rioja, zwei Gläser, Wasser und Fladenbrot in Streifen geschnitten. Es ist noch warm und duftet frisch, dazu einen Teller mit halbierten Zitronenscheiben. Sie formt einen Kussmund. Diese vollen Lippen bringen mich um den Verstand. Ich will nach den Bewerbungen fragen, aber habe Angst vor jedweder Antwort. Andererseits, was hindert mich daran, einfach mitzugehen? Arbeiten kann

ich überall. Und vor dem Erlernen von Spanisch oder Schwedisch habe ich keine Angst. Im Englischen käme ich gut durch und bei Französisch genügt es zumindest für das einfache Leben. Unsere Scampi kommen. In Knoblauchbutter geröstet. Zwischen uns ein Schälchen mit schwarzen Oliven und gegrilltem grünen Paprika, dessen Haut große Blasen wirft. Ich streue grobes Salz drüber und probiere die erste. Heiß, aber mit dem Salz eine Köstlichkeit. Leicht süßlich. Ich bin noch nicht drauf gekommen, warum Küche so kompliziert gemacht wird in Film, Funk, Fernsehen und Magazinen, wenn das hier so einfach und wunderbar ist.

Silvia nimmt eine Scampi, dreht ihr den Kopf ab und steckt den Rest, samt Chitinpanzer, in den Mund, dazu ein Stück Fladenbrot. Ich staune, denn ich esse die kleinen Dinger ebenso, probiere eine, noch eine Paprika. Wir lächeln uns an, dann schaut sie über meine Schulter und zieht eine Augenbraue hoch. Drei junge Männer tauchen am Tisch auf. Eine schwarze Lederjacke, Jeansjacke und noch ein Pullover mit Loch auf der Schulter.

»Alter! Ich hab gesagt, es ist voll!«

Keine Ahnung, wer das gesagt hat, aber Leder- und Jeansjacke holen von drei Tischen die letzten freien Stühle.

»Ist Platz hier bei euch beiden, oder?«, sagt das Leder. Wir schweigen und rücken an die Heizung. Der Pullover packt zwei schwarze Behältnisse aus, groß wie Fülleretuis, öffnet eines und drin ist eine Art Spritze, dazu etwas, das aussieht wie eine Stoppuhr und kleine Streifen in einer Plastikbox. Auf den ersten Blick hätte ich Lackmus gesagt.

»Mu-muss erst testen«, sagt der Pullover, hält sich den schwarzen Stift an die Fingerkuppe und drückt auf einen Auslöser. Es klackt. Einen dieser Streifen steckt er in die Uhr und tupft damit das Blut an der Spitze ab. Es

piept durchdringend. Er stottert und hat Zucker. »Mu-muss spritzen, sonst ka-kann ich nich so-so viel essen.«

»Ach! Stell dich nicht so an!«, brüllt das Leder und die Jeansjacke greift nach dem anderen Etui. Drin ist ein längerer Stift mit einer dünnen Nadel auf der einen Seite. Die Insulinspritze.

»Gi-gib her!« Silvia beobachtet alle drei unentwegt, dreht einer Scampi den Kopf ab und steckt den Rest in den Mund. »Gi-Gib her! Ich will mich spritzen!« Die Jeansjacke drückt dem Pullover die Insulin-Spritze in den Oberarm.

»Aua! A-A-Arschloch!« Die Jeansjacke lässt von ihm ab und schaut zu Silvia, die der nächsten Scampi den Kopf abdreht und isst.

»Boah! Ist ja ekelhaft! Mit dem Schwanz und so in den Mund. Bäh!« Der Pullover legt den Teststreifen mit dem Blut in den Aschenbecher, tupft mit einem Tempo das restlich Blut vom Finger und wirft es ebenfalls dort hinein.

»Ja, e-ekelhaft!«, sagt der Pullover. Silvia putzt die Finger an der Serviette und zieht das Schäfermesser aus der Tasche. Es klackt bevor ich etwas sagen kann. Die drei weichen ein paar Zentimeter zurück.

»Soll ich euch mal sagen, was ekelhaft ist?« Der Pullover nickt. Ich drehe einer Scampi den Kopf ab und esse sie. Silvia hebt das Messer an ihren Hals. »Wenn man einem korsischen Ziegenbock den Hals durchschneidet, etwa so ...« Die Bewegung an ihrem Hals ist eindeutig. »Dann pumpt das Herz alles Blut raus.« Sie beugt sich noch ein Stück vor, die Drei weichen so weit als möglich zurück. Silvias Blick, von unten nach oben. »Es ist heiß. Die Sonne scheint auf das Blut und trocknet es, aber es fängt an zu stinken. Es riecht ganz schnell wie eine Mischung aus Kotze und Scheiße. Aber die Würmer und Käfer kommen gleich und machen sich drüber her. Dann müsst

ihr den Kopf schnell abtrennen.« Mit einem Ruck schiebt sie das Messer ein Stück Richtung Leder und zieht es zurück. »Die richtige Stelle am Wirbel finden und knack! Die Lunge muss schnell raus! Also nix wie aufschneiden, ausweiden.« Sie blickt auf die Klinge, dann auf die Jungs. Die Jeansjacke steht auf.

»Wir gehen!«

»Ja, wir gehen lieber. Sind mir zu viel Irre hier«, sagt die Lederjacke. Im Nu hat der Pullover alles eingepackt. Dann sind sie weg. Ich breche einer Scampi den Kopf ab und stecke sie in den Mund. Einfach köstlich.

Kapitel 14

Frohe Weihnachten

Die Aufsichten gehen durchs ganze Postamt und sprechen jeden an. Weihnachtsnachtdienst. Sie flehen förmlich. Ich sage sofort zu. Am Morgen des 24. Dezembers nach Hause gehen ist in Ordnung. Alles muss noch verteilt werden, alles muss raus, damit auch die letzten Kunden im hintersten Eck das Paket von Großeltern oder Versandhaus bekommen. Am 27. Dezember kehrt sich der Wahnsinn dann um. Ein Drittel wird wieder zurückgeschickt. Passt nicht, falsche Farbe, kaputt, gefällt nicht, hab ich gar nicht bestellt ... mir ist das egal. Ich mache nicht mit, bekomme aber 125% mehr Stundenlohn. Das lohnt sich. Paketeingang und Schalter, Briefeingang und Briefabgang, alle Bereiche müssen besetzt werden. In meinem Briefbezirk ist inzwischen ein Azubi. Angehender Postschaffner. Es gefällt ihm und er wohnt sogar dort. Ich habe eine Woche Urlaub bekommen, es ist Freitag und gerade massiere ich Silvias Nacken und Rücken. Ich sitze auf ihr, Rapsöl an den Händen. Aus drei Kissen habe ich eine Höhle fürs Gesicht gebaut. Die Haare trägt sie jetzt noch kürzer. Knappe zwei Zentimeter. Ich muss aufpassen, schließlich kann ich links und rechts mit den Fingern Walnüsse knacken. Das soll mir hier nicht passieren.

»Ohjemine«, nuschelt sie in die Kissen. »Genau dort, wo du jetzt bist.«

»Gerne.« Die Daumen drücke ich durch und streife links und rechts des Rückgrats hoch.

»Steht der Termin noch an Silvester?«

»Du meinst die Lesung im Musikkeller?«

»Oh! Oh Mann! Ja, ja, genau das meine ich.« Ich beuge mich vor und küsse das rechte Ohr.

»Der Termin geht klar. Walter hat von der Brauerei wegen kultureller Veranstaltung drei Fässer extra bekommen, dafür muss ich am Beginn ein Dankesgebet sprechen.«

»Werden viele kommen?«

»Es wird voll werden.«

»Brauchst du ein Mikrofon?«

»Nee, meine Stimme ist laut genug.« Sie zuckt zusammen. Da ist ein Knoten am rechten Übergang zum Hals. Langsam streiche ich drüber, von unten nach oben.

»Oh Mann ...«

»Falls es dir noch niemand gesagt hat, tu ich es jetzt: Dein Rücken ist wundervoll. Geradezu magisch. Die Haut hat eine seltene Struktur. Ein wenig rau, wie Samt, wenn man gegen den Strich fährt.«

»Ich glaube, das hat schon mal jemand gesagt, aber nicht so poetisch. Er war ein Arschloch. Wird also nicht berücksichtigt in der Wertung.«

Silvia ist schmal, aber muskulös. Vom Vertragsrecht kann das nicht kommen. Ich lege mich neben sie, auf den Ellenbogen gestützt und zeichne mit zwei Fingern Figuren vom Rücken bis zu den Oberschenkeln. Taumelnde Bewegungen, Geraden, mit Druck oder kaum einer Berührung.

»Falls es dir noch niemand gesagt hat, tu ich es jetzt: Du hast magische Finger. Könnte ich mich dran gewöhnen.«

»Das mache ich gerne, dich und mich dran gewöhnen. Es ist das, was ich am liebsten tun würde.«

Sie dreht sich auf die Seite. Ihre festen, kleinen Brüste direkt vor mir, dunkle und große Warzen. Meine Finger wandern auf ihre Hüfte, streichen das Becken hinab. »Darüber will ich schon lange mit dir reden«, sagt sie leise. »Aber irgendwie kriege ich die Kurve nicht.«

»Über die Gewöhnung?«

Sie nickt. »Über die Gewöhnung.«

»Ich weiß.«

»Du weißt? Was denn?«

»Du möchtest mir sagen, dass du niemand für eine Beziehung bist. Nicht jetzt und auch nicht irgendwann. Vielleicht hast du mich auch in den Schwarzwald mitgenommen, um mir das zu zeigen ...«

»Was?«

»Was die Menschen in dir angerichtet haben. Und was übrig ist, reicht nicht, um bei jemand zu bleiben. Du musst weiterziehen. Auf der Suche nach dem, was verloren ging, nicht wahr?«

Silvia wird bleich, dann rot, drückt sich an mich. Haut auf Haut. Das Gesicht glüht, die Hände werden eiskalt. »Ich hab nicht geahnt, wie sehr du mich liebst, Heinrich.«

»Ich auch nicht. Ich hatte keine Ahnung, dass ich dermaßen intensiv einen Menschen lieben kann.«

»Das tue ich auch. Ich liebe dich wie noch niemanden zuvor. Vier Tage lang. Dann bricht alles zusammen. Und ich muss weg. Allein sein. Dann kommt sie wieder, die Liebe, wie ein verschütteter Mensch unter Erdbebentrümmern, liebt dieses Mal sogar eine ganze Woche, dann bricht es wieder weg. Diesen Teil hasse ich an mir.«

»Ich möchte damit leben. Es zumindest versuchen.«

»Auch dafür liebe ich dich, aber ich kann nicht. Es fehlen nur ein paar Zentimeter, aber die fehlen immer.« Was kann ich noch sagen? Was kann ich tun? Nichts. »Schlaf mit mir, Heinrich. Ganz langsam.«

»Du magst es langsam.« Eine Träne entsteht im linken Augenwinkel. Ich küsse sie weg.

»Du weißt, warum ... oder?«

Mehr als nicken geht nicht, kann es mir zwar denken, will aber nicht. Ich muss die Bilder aus meinem Kopf verbannen.

Natürlich hat sich Silvia zum Nachtdienst im Briefabgang gemeldet. Nacht- und Überstundenzuschlag sind zwei gute Argumente. Außerdem wäre sie bei sich oder mir allein und ich hier. So sind wir beide am nächsten Tag zur selben Zeit wieder fit und können Heiligabend wie geplant im Musikkeller verbringen. Der Nachtdienst ist organisiert. Zwei studentische Aushilfen, die beiden Hauptdienste Walze und Fisch, und ich. Walze bringt eine nicht näher bestimmte Anzahl an Wiener Würstchen mit, Fisch schleppt die Zutaten für den Glühwein heran und ich Baguette und das ganze Geschirr. Die Studenten müssen ihren Anteil dazugeben, wenn sie mitessen möchten. Zudem liegen drei eingefolierte Kartendecks bereit, um das berühmteste aller Kartenspiele zu zocken: Rififi. Punkt 19 Uhr fangen wir an, hetzen, schwitzen, quälen uns bis kurz vor Mitternacht. Das komplette Pensum der ganzen Nacht ist bis auf das letzte Paket abgearbeitet. Die beiden Studenten sind erledigt und legen sich in mit Säcken ausgestaffierte Behälter. Für Walze, Fisch und mich beginnt jetzt Weihnachten. Wir sitzen in der Hauptdienstkammer, ich habe vierzig Wiener gezählt, der Glühwein hat weniger Wein als Whisky und glüht, das Baguette habe ich so geschnitten, dass jeweils zwei Wiener der Länge nach hineinpassen. Walze schafft so einen Hotdog nach Postart auf drei Bisse. Sein Spitzname ist Programm. Eine Eigenart von Spitznamen ist, dass sie meist passgenau sind. Bei Fisch war ich mir erst nicht sicher, aber neben ihm zu sitzen, macht schnell klar, woher er rührt.

»Wenn sie oben fertig sind, kommt Thomy. Dann haben wir noch einen mehr zum Spielen«, erklärt Walze. Ich habe den Namen noch nie gehört.

»Wer ist Thomy?«

»Thomas, Briefzusteller. Schon mal von den Briefen im Fahrstuhlschacht gehört?«

»Hab ich.«

»Ist jetzt strafversetzt. Briefeingang«, sagt Fisch.

»Okay. Thomy klingt komisch, so nach ...«

»Mayonnaise?«, fällt mir Walze ins Wort. »Das liegt daran, dass er seine Würstchen immer mit Mayo futtert. Ordentlich Mayo.« Die beiden lachen, Fisch gießt eine Kelle Glühwein in seinen Becher, füllt meinen auch gleich.

»Danke, Fisch.« Ich nehme ihm den vollen Becher ab, puste ein paar Mal und trinke einen kräftigen Schluck. Warmer Whisky mit Rotwein, Zucker und allem, was ein Glühwein braucht, davon werde ich nicht viele Becher schaffen, Walze rülpst, mischt die Karten und teilt aus.

»Im Moment macht er nur Laufdienste, wegen seines Arms«, sagt er und Fisch sieht ihn an.

»Ist der noch im Gips?«

»Nee, nur noch Verband, er darf schon wieder arbeiten, aber nur leichte Tätigkeiten und nur halbtags.«

»Hatte er einen Unfall?« Sie sehen mich an, dann einander und brechen wieder in heftiges Lachen aus. Die Tränen laufen, ich beiße in meinen Postdog. Den Senf drückt es links und rechts heraus.

»Kann man so sagen«, schafft Fisch es gerade so mit dem Reden. Ich warte, bis sie sich beruhigt haben. »Ist beim Aussteigen aus dem Zug auf der falschen Seite raus, blöd wie er ist. Playboy in der Hand, auf die Milchfabriken geglottzt. Der Gegenzug ist grad vorbeigefahren, er fällt und

rutscht beinahe ins Gleis. Leicht touchiert, will ich mal sagen.« Das Lachen der beiden geht in ein Brüllen über. An Kartenspielen ist nicht zu denken. In ein Baguette lege ich zwei Wiener, streiche Senf und Meerrettich drauf und gebe es Walze. Der nickt.

»Danke. Guter Mann. Sag mal, wohin willst du eigentlich, wenn die Prüfungen gut laufen?«

»Paketzustellung wäre mir recht.«

»Das könnte klappen. Nächstes Jahr hören zwei auf. Der Ruhestand ruft.«

Fisch nickt, trinkt und beißt ins Brot. »Der 16er und der 21er, die werden frei. Sind momentan nur Ersatzleute drauf.«

»Hör mir auf«, sagt Walze und winkt ab. »Gunter wird früher gehen müssen. Den ham sie jetzt in den Entzug. Nachdem er den 508er in die Baugrube gefahren hat.«

Ich horche auf. »Wie?!«

»Vor der Baugrube geparkt. Fernwärme. Hat sich vor ihm einer gestellt. Fährt er also rückwärts und ab ins Loch ...« Sie lachen wieder. Beinahe rollen sie unter den Tisch. Es klingelt. Nicht nur einmal sondern in einem durch. »So klingelt nur einer. Mach mal bitte auf, Heinrich.«

Vor dem Kontrollfenster sehe ich ein völlig asymmetrisches Gesicht, eine wilde, verfilzte Mähne auf dem Kopf. Ich drücke den Knopf und die beiden Sicherheitstüren verschwinden in der Wand. Die Mähne drängt sich herein.

»Männer! Ich will zocken!« Das muss der besagte Thomy sein. Der linke Arm steckt in einem Verband. Meinen Stuhl hat er schon belegt, trinkt den Becher leer und beißt in das Baguette. »Nachher will ich noch in den Schalter. Da ist Party. Buffet und Bowle. Geht ihr mit?«

»Red nicht so viel. Nimm deine Karten«, weist ihn Walze zurecht und zwinkert Fisch zu.

»Haste überhaupt Geld?«, will der wissen.

»Klar, hab ich Geld!« Thomy legt einen Zwanziger auf den Tisch. Der 508er in einer Baugrube kommt mir in den Sinn. Die Vorderachse noch oben. Wie steigt man da aus? Und wie kann man auf der falschen Seite des Zuges aussteigen? Grübelnd fülle ich einen frischen Becher, setze mich neben die anderen und schaue zu, wie Thomy Runde für Runde ärmer wird.

Kurz nach drei steht er auf und wirft das Handtuch. Vor allem, weil er kein Geld mehr hat.

»Ihr bescheißt! Jede Wette!«

Walze holt mit der Zunge zwei Wiener aus dem Topf, drückt einen Streifen Senf von vorne bis hinten auf beide und futtert sie in kürzester Zeit. »Wie soll man denn bei diesem Spiel bescheißen? Geht doch gar nicht!«, stellt Fisch fest. »Noch nicht mal beim Mischen kann man bescheißen.«

Thomy füllt seinen Becher nach, drückt den Knopf der Türsteuerung, legt die Sperre ein und geht hinaus, wir hören ihn fluchen. Vierzig Mark hat er verloren. Nach einer halben Minute hastet er wieder in die Kammer, außer sich, bringt kaum ein klares Wort raus.

»Schnell! Kommt! Schnell, da ... im Hänger! Die machen es da!« Wir sehen uns an, stehen auf und gehen hinaus zur großen Lastbühne. Davor steht der Anhänger, und darin ein Berg Säcke. Es ist kalt. Aber im Hänger liegen zwei und haben Weihnachts-Sex auf den staubigen Jutesäcken der Bundespost.

»Wär mir zu kalt«, sagt Walze und kratzt sich den Nacken.

»Man sieht nicht, wer das ist. Viel zu dunkel«, stellt Fisch fest. Thomy will auf die Bühne, aber Walze zieht ihn am rechten Ohr zurück.

»He! Ich will da mitmachen!«

»Vergiss es! Du brichst dir bloß den anderen Arm.« Er reißt sich los.

»Dann gehen wir in den Schalter! Da ist Party!«

»Okay«, sagt Fisch. »Schauen wir mal, was es da zu trinken gibt.«

Die Party im Schalter ist gelungen. Von wegen Wiener und Baguette, hier gibt es die feinen Leckereien. Forelle mit Sahnemeerrettich, Schinken um Bohnen gerollt, Chili, Toast Hawaii, das kann sich sehen lassen. Ein Kollege sieht und winkt mich zur Bowle-Schüssel. »Darf ich dir ein Glas von unserem Spezialgetränk geben? Schmeckt vorzüglich.« Ich sage nicht nein, nehme dankend an und sehe mich um, wer noch anwesend ist. Thomy leert das Buffet, Walze und Fisch trinken bereits. Ich probiere und muss umgehend husten. Fast meine ich, das ganze Essen kommt wieder hoch, atmen fällt schwer, sofort trete ich hinüber in einen tranceartigen Zustand. Mit Mühe bringe ich die wenigen Meter zum Kollegen hinter mich.

»Sag mal, was ist denn da alles drin in der Bowle?«

»Alles«, sagt er. »Schmeckt super, oder?«

Ich nicke und ziehe mich zur Yucca-Insel zurück, kippe das Zeug hinein und proste der Pflanze zu. Das ist der Augenblick, an dem sich alle Kolleginnen und Kollegen in einer Reihe aufstellen. Die Männer fassen den Damen an die Brüste und die Damen den Männern ans Gemächt. Jemand hat einen tragbaren Kassettenrecorder. Sie spielen die Polonäse und verlassen den Schalter. Wie ein Lindwurm ziehen sie durch die unteren Flure Richtung Lastenaufzug zwei, in Schlangenlinien, brüllen und lachen. Walze und Fisch mittendrin. Thomy liegt vor dem Buffet. Sicher die Bowle. Ich gehe in die Hauptdienstkammer, löse die Arretierung, beide Türen schließen sich und es wird still. Noch genug Glühwein im Topf.

Kurz nach fünf Uhr kommen Aufsicht und Frühdienst samt Eberlein. Er dankt uns für die tolle Arbeit. Wir können uns kaum auf den Beinen halten. Das Postamt riecht wie eine Destillerie. Aber es ist sauber, die Platte ist geputzt, wie Walze stolz anmerkt. Ich hebe die Hand, wünsche Frohe Weihnachten und fahre hoch zum Briefabgang. Silvia sitzt auf zwei Briefboxen, sieht mich kommen, steht auf und lehnt sich an. Sie friert.

»Wo ist deine Jacke?« Sie nickt zum Spindraum. Ich hole sie. »Komm, gehen wir. Wenn du magst, lade ich dich zu Brezel und Kaffee ein.« Wieder nur ein Nicken. Silvia ist fertig. Im Fahrstuhl rümpft sie die Nase.

»Hast du bei den Irren mitgefeiert? Die mit der Polonäse?«

»Hab mal kurz reingeschaut, aber die Bowle war wie Spiritus und eine Polonäse wäre das Allerletzte, was ich mitmachen würde. Nee, hab mich in die Kammer gesetzt und Postleitzahlen gelernt.«

»Und nicht wenig Alkohol getrunken, oder?«

»Bisschen.«

Sie gähnt, reibt übers Gesicht und drückt sich an mich. Ich lege die offene Jacke um sie. Dann sind wir unten, trotten über den Hof, durch die Pforte in die Stadt. Bis zur Brezelstube ist es nicht weit, doch wir schweigen. Ihr Arm um meine Hüfte, meiner auf Silvias Schulter. Es können die letzten Stunden sein, die letzten Tage, die letzten Wochen, alles ist ungewiss und so langsam kriechen Zweifel heran, ob das mit den Prüfungen und der Post so eine gute Idee ist.

»Ist dir bewusst, dass ich dich nie nach deiner Vergangenheit gefragt habe?«, sagt sie kurz vor der ARAL.

»Ja, ist mir mehr als bewusst.«

»Findest du das schlimm?«

»Nein. Wir leben jetzt. Was war, kann man nicht mehr ungeschehen machen, nicht schönreden, nicht vergessen. Ich will mit dir zusammensein, ich will dich nicht verlieren, aber ...« Silvia dreht sich vor mich, springt hoch, legt Füße und Arme um mich, die Lippen kommen. Sagen kann ich nichts mehr. Ein Taxi fährt an uns vorbei und hupt. Es ist der 24. Dezember 1986 und ich liebe.

Kapitel 15

Frohes Neues

Ich war unsicher, inwieweit Silvia mit all den Menschen im Musikkeller zurechtkäme, aber die Sorgen sind verflogen. Der Raum ist länglich, ich im Eck auf der gegenüberliegenden Seite des Eingangs. Von dort kann man kaum den Ecktisch sehen, also habe ich mich kurzerhand auf den Tisch gestellt, das weiße Laken ist nicht mehr weiß. Fast berühre ich die halbrund geformte Sandsteindecke. Es ist ein alter Keller aus der Gründerzeit, jedoch das Haus darüber ein 50er-Jahre Nachkriegsbau, hässlich. Hier unten ist es heimelig, wunderschön. Der rote Sandstein, die Fugen, ein Boden aus gebrannten Tonziegeln, fast käme man auf die Idee, in einem alten, römischen Gebäude zu sein; immerhin waren die Römer vor 1.800 Jahren hier und begannen, eine civita zu errichten.

Silvia darf neben Walter stehen, dreht ihm ab und zu Zigaretten, bröselt Gras dazwischen und raucht selbst wie ein Schlot. Gegen 21 Uhr fange ich an, lese fünf Gedichte, trinke ein Glas Southern Comfort, allerdings pur, der Stimme wegen. Dann wieder fünf Stück, gehe pinkeln, verliere Silvia aus den Augen, dann will ich den Leuten das Ende des Jahres so richtig versauen und komme mit Texten, die ich schreibe, wenn das Messer schon am Handgelenk ist oder ich völlig betrunken bin. In der Tat wird es still. Sie konzentrieren sich. Die Hälfte hier drin sind Stammgäste, manche arbeitslos, versierte Trinker, nicht selten gescheitert an allem. Nur ein paar unbekannte Gesichter. Ich versuche mich an Shakespeare und balle beim Sprechen eine Faust, greife an die Decke, krümme mich, beschwöre das Unglück aller herauf. Die Show muss gut sein, es ist Silvester und die Menschen möchten unterhalten werden. Gespannte Gesichter, aufgerissene

Augen, das Glas vor dem Mund, aber nicht trinken, das ist mein Lohn. Und es hilft, dass ich das eine oder andere Gedicht auswendig kann und wenn ein Wort fehlt, erfinde ich ein neues. Merkt ja niemand. Noch zwei oder drei Stück schaffe ich.

Gegebenheiten

*Ich sitze / zwischen Tränen
und Träumen / beobachte blaue Sonnen
zwischen Seifenblasen
Auf Ebenen mit / gläsernen Pyramiden
Darin Menschen / lachen und trinken
weinen und töten / Abend und Morgen
gibt es nicht / Gewohnheiten abgeschafft
Ende der Vorstellung
Menschen fallen / in blaue Sonnen
werden Seifenblasen zertrümmern*

Dieses Gedicht bringe ich auswendig, mit beiden Händen greife ich nach den Worten und am Ende sehe ich einen Mann zwei Meter vor mir still weinen, das Glas am Mund, kleine Schlucke. Das ist es, was ich wirklich möchte: Schreiben. Und den Menschen mit den Worten nahetreten, aber sie nicht berühren. Also noch eines.

Und wieder

*Tausend Gedanken / kein Inhalt
Tausend Ideen / keine Kraft
Tausend Freunde / kein Gesicht
Tausend Brücken / alle magisch
Tausend Flaschen / alle leer
Idioten töten Idiot*

Das Leben nehmen / würde ich nicht sagen

Den Tod geben / klingt besser

Ich bin das Pech / ihr sollt kein

anderes Pech / neben mir haben

Tausend Tode / nur einer

ist richtig

Die Hand ist ausgestreckt, der Zeigefinger zeigt auf die Menschen vor mir, ihn und ihn da drüben, der hier, der Trinker, der Arbeitslose, der Geschiedene. Es gibt nur zwei Frauen, fällt mir auf; neben Silvia. Nur noch eines, denn meine Stimme beginnt zu versagen.

Letztendlich

Finger greifen daneben

Augen sind schwach

Worte werden Qual

Ohren sollen hören

Feind ist Freund

Freund ist Alptraum

Ein Fuchs wartet

der Geier lacht

und die Hyäne weint

Alles vergebens

Auch die Hoffnung

auf einen

angenehmen Tod

Ein Moment der Stille. Eine halbe Minute vielleicht. Walter hat das Geschirrhandtuch im Glas, aber bewegt sich nicht. »Okay! Danke! Das war's. Jetzt habe ich Durst!« Klatschen und Hände kommen, Pfeifen und

Johlen, Walter sagt, es gibt eine Runde Silvester-Freibier von der Pforzheimer Brauerei, was mehr Applaus nach sich zieht, als meine Worte, aber damit ist zu rechnen. Ich drehe die Tischdecke um und setze mich. Den Southern gieße ich in einem Zug die Kehle runter. Walters Bedienung kommt, ein junger Kerl, der das Studium geschmissen hat, bringt zwei Gläser Southern mit Cola.

»Für wen ist das zweite Glas?«

»Für deine Freundin!«

»Danke!« Ich nicke und lehne mich an, schließe die Augen. Die Stimmen sind angenehm. Nur in diesen Momenten kann ich so viele Menschen um mich herum genießen. Vielleicht bin ich jetzt leer, meine Worte schweben im Raum, füllen Fugen und Ohren, oder manches Herz; wer weiß? Ausnahmsweise gibt es heute Abend nicht die dritte Stones-Kassette. Led Zeppelin beginnen mit Kashmir. Das wiederum trifft mein Herz, dann streicht eine Hand meinen Hinterkopf hinab, macht Halt im Nacken. Die Augen lasse ich zu. Ein Stuhl wird neben mich gerückt. Die Wärme wird intensiver, ich spüre Lippen am Ohr.

»So wie gerade eben, habe ich dich noch nicht gesehen. Fast wie im Theater«, sagt Silvia. »Ein dramatisches Stück.«

»König Lear«, ergänze ich.

»Und wer ist Lear in dem Ganzen?«

»Das Leben.« Sie küsst mich. Länger. Zwei Zungen suchen einander. Sie trinkt, das Glas stößt gegen den Tisch.

»Jetzt hätte ich Lust mit dir zu schlafen.«

Ich öffne die Augen. »Gehen wir nach hinten. Da ist ein kleiner Pausenraum. Walter hat genug zu tun.«

Die fünfte Stunde des Jahres 1987 hüllt sich in Nebel aus Schwarzpulver und eines heranziehenden Regengebietes. Der Dreck auf den Straßen ist Legion.

»Ich bin kaputt«, haucht Silvia und bleibt stehen. Wir haben es gerade bis zum C&A geschafft. Schwankende Menschen, einzeln oder in Gruppen auf dem Rathausplatz.

»Ich trage dich.« An einer Bank gehe ich in die Knie. »Setz dich auf meine Schultern.« Silvia tut es, ich stehe auf, sie krallt die Hände in meine Haare.

»Gut, dass du schon eingeritten bist. Das könnte ich jetzt nicht.« Ich muss lachen und es wackelt da oben. »He! Vorsicht mit den jungen Pferden!«

»Brezelstube?«

»Okay.«

Sofern die Betrunkenen noch verarbeiten können, welches Bild sich ihnen bietet, gratulieren sie Silvia zu dem kräftigen Gaul. Vor der Brezelstube stauen sich die Menschen. »War irgendwie klar«, sagt sie. »Gehen wir einfach zu mir und pennen. Ist ja nicht mehr weit.« Also einfach weiter. Sie ist nicht schwer und hält ruhig. Zügig haben wir die Brücke erreicht, biegen in die Steubenstraße ein und vor dem Haus setze ich sie ab. Möglichst leise steigen wir die Stufen hinauf. Sie schafft es gerade noch, sich auszuziehen, dann liegt sie im Bett, zwinkert mir zu und dreht sich auf die Seite. Ich zähle die Sekunden bis die Augen zugehen und der Atem gleichmäßig wird. Es sind anderthalb Minuten, dann gehe ich in die Küche und trinke ein Glas Wasser. In der Gesäßtasche stecken noch die Gedichte, zusammengefaltet. Ich werfe sie achtlos auf den Tisch, auf drei geöffnete Briefumschläge, trinke noch ein Glas Wasser. Pforzheimer Wasser ist nicht das Beste. Viel zu kalkhaltig. Mit dem Glas in der Hand gehe ich zu Silvia, knie mich vors Bett und betrachte ihr Gesicht. Nach der Schule sei sie weg, so war die

Erzählung. Wann ist nach der Schule? Mit siebzehn vielleicht? Neun Jahre vorher starb der Papa. Schon in den ersten acht Jahren war ihr Leben ein Martyrium. Und als der letzte Schutzengel sich aufgelöst hat, kamen neun Jahre, neun mal dreihundertfünfundsechzig Tage Gewalt. Ich habe keine Ahnung, wie sie das überstehen konnte. Küssen würde ich sie gerne jetzt, aber sie ist schutzlos. Seufzend stehe ich auf und gehe zurück in die Küche. Alkohol hat sie keinen im Haus, also brühe ich einen Kaffee auf, Wasser und Pulver in die Kanne, auf den Herd, im Nu drückt der Dampf durchs Pulver. Schwarz und mit zwei Löffel Zucker, das brauche ich jetzt. Mein Blick fällt auf die geöffneten Briefe, schaue aufs Adressfenster. Stadtwerke. Der zweite von einer Versicherung. Dann der dritte Brief. Aus Friedrichshafen. Was ich nicht tun sollte, tue ich doch, schaue hinein und lese.

Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass ... als Mitarbeiterin der Justiziar-Abteilung im Bereich Verträge und Auslandsabkommen ... eine Stelle ab dem 2. März 1987 ...

Ich stecke ihn ins Kuvert und drapiere alles so, wie ich es vorgefunden habe. Friedrichshafen. Ist gar nicht so weit weg. Da fände sich bestimmt eine Stelle für mich. Und sei es bei der Müllabfuhr. Hauptsache wir sind zusammen. Der Kaffee schmeckt vorzüglich. Also keine Prüfungen mehr bei der Post? Ich schaue durchs Dachfenster. Es ist immer noch dunkel. Frohes Neues, Heinrich.

Da sitzen wir. Uwe, Michael, Klaus und ich. Und die beiden Neuen zur Einarbeitung. Montag, der 12. Januar 1987 und die Päckchenstelle hat mich wieder. Das ewige Hin und Her schwächt, weswegen ich hoffe, dass es jetzt länger dauert bis zum nächsten Wechsel. In einer Woche ist die erste

Prüfung. So langsam werde ich nervös, obwohl ich alle zu lernenden Punkte einwandfrei beherrsche. Vielleicht deshalb, weil Silvia eine Zusage für den 2. März hat und das immer noch für sich behält. Warum? Wird sie es sich anders überlegen?

Wir sitzen oben im ersten Stock am Tisch und spielen Karten. Große Pause und die wird wie jedes noch so kleine Päschen zum Zocken von Rififi genutzt, denn alles was jeder von uns verliert, wandert in eine gemeinsame Kasse aus der dann ein Jahresabschluss finanziert wird. Die Kollegen sagen, dass im Schnitt 1.300 Mark zusammenkommen. Da können es sich ein paar Leute einen Abend lang sehr gut gehen lassen. Das nächste Weihnachten ist also gerettet.

Die beiden neuen Kollegen sitzen an den beiden Stirnseiten. Der eine, Rolf-Dieter, oder Rodi, wie wir ihn spontan genannt haben, kommt von einem Landpostamt und wollte in die Stadt, weil es in der Prarie zu langweilig ist. Der andere, Vladimir, frisch aus den Weiten der kasachischen Steppe; von der dortigen Post, direkt zu uns an den Bahnhof. Sein Deutsch ist das Deutsch der Ahnen, der Deutschen, die von Katharina angelockt wurden, um das weite Land zu urbanisieren und Stalin hat sie dann einfach umgesiedelt, weil ihm dies und das nicht passte. Zu Vladimir ist uns noch kein sinnvoller Spitzname eingefallen. Er ist wortkarg, hört uns die meiste Zeit zu. Obwohl wir darum bemüht sind, langsam zu sprechen, ist doch der badische Dialekt eine Herausforderung. Wichtige Begriffe notieren wir auf einem Zettel am Schwarzen Brett, zusammen mit der Lautsprache. Wenn er seine wenigen Sätze sagt, denken wir an das Lesen eines Buches von 1830. Er ist einen Tag vor mir und Rodi einen Tag hinter mir, ich habe also mit beiden Nachtdienst und der beginnt morgen Abend. Einen Nachteil bringen

beide mit sich: Sie spielen keine Karten. Vladimir ist sehr religiös und Rodi versteht nicht, was wir da tun. Da könnte eine Finanzierungslücke entstehen.

Am Ende der Pause kommt Bernhard, der Hauptdienst vom Postamt 1, um die Statistik zu führen. Die erste große Welle an Rücksendungen ist abgeflaut, alle falsch gelieferten Waren der Weihnachtszeit sind auf dem Weg zu den Versandhäusern und es ist ruhig. Arbeit für zwei und wir sind vier plus die Neuen.

»Nix los hier bei euch«, merkt er an, zieht einen Stuhl an den Tisch und setzt sich. »Sind schon alle Fahrer dagewesen?«

»Waren alle da«, sagt Klaus. »Spiel ne Runde mit.«

Er winkt ab. »Brauch mein Geld für daheim. Meine Frau will ne neue Couch.«

Uwe lacht. »Hast sie mal wieder kaputt gemacht, was?«

Bernhard grinst. Nicht umsonst ist sein Spitzname Hardy. Kaum größer als einssechzig, ist er auch ungefähr so breit; jedenfalls geht es in diese Richtung. Aus seiner Ledertasche zieht er ein Export und einen Ring Fleischwurst, dem er mit den Zähnen die Haut abreißt und in den Aschenbecher legt. Uwe nimmt sie seufzend wieder heraus und wirft sie in den Müll. An der Tischkante öffnet Hardy die Flasche. Die Postmöbel sind immens stabil und vielfältig nutzbar. Klaus kneift ein Auge zu. »Sag mal, Hardy, ich denke, du hast Zucker?«

»Hab ich ja auch«, sagt der, setzt das Export an und zieht die Flasche in einem Zug leer. Es läuft ohne Schluckbewegungen einfach in seine Kehle. Er dreht den Kopf nach rechts und rülpsst aus halb geöffnetem Mund. Offenbar hatte er zu Mittag eine Ladung Zwiebeln. Dann beißt er in den Ring Fleischwurst. Ein ordentliches Stück fehlt.

»Ich wusste nicht, dass Export und Fleischwurst diabetische Lebensmittel sind«, setzt Klaus nach. Hardy wartet, bis die größten Stücke unten sind.

»Sind sie auch nicht«, bestätigt er. »Kann gut sein, dass ich früher sterbe, wenn ich das esse.«

»Und ob das so sein kann«, sagt Uwe und seufzt. »Und warum futterst du dann das Zeug? Du spritzt doch, oder?«

»Ja, schon, aber manchmal vergesse ich, wie viel ich da spritzen muss. Tabellen, so klein gedruckt, dass ich es nicht lesen kann und das Gerechne geht mir auf den Senkel.«

»Also wirst du eines Tages von der Rampe kippen.«

Hardy sieht ihn an. »Ich sag dir was, Uwe. Wenn ich tot umfalle, sehe ich meine Alte nicht mehr. Das ist es wert.«

»Lass das Insulin weg und mach einen Fleischwurstabend«, schlage ich vor. »Die Wurst karamelisierst du noch in braunem Zucker. Geht insgesamt schneller.«

»Ja, aber wenn ich tot bin, kann ich keine Fleischwurst mehr essen und kein Export trinken, und das ist schließlich meine einzige Lebensfreude. Das schmeckt einfach zu gut.« Wir sehen uns an und seufzen. Hardy beißt den nächsten Brocken ab.

Gegen halb neun komme ich heim. Das Licht brennt. Silvia sitzt im Wohnzimmer und liest Upton Sinclairs Dschungel. Aus der Küche nehme ich ein Glas Apfelschorle mit zu ihr, setze mich neben sie, lege den Kopf auf die Lehne und schließe die Augen. Silvia sieht mich an, ich kann es spüren. Das Buch raschelt auf ihren Knien. »Das ist ja grausam. Endlich mal eine Familie, die sich auch so nennen darf, die zusammenhalten wollen, und

dann nimmt man ihnen alles. Den Stolz, die Würde, das Leben. Und dieser Sinclair schreibt wie ein Chirurg. Das hat er alles selbst erlebt, oder?«

»Hm, er hat sich in dieses Milieu der Chicagoer Schlachthöfe begeben und darin gelebt, die Menschen kennengelernt und ihre Geschichten notiert.«

»Die schlimmsten Geschichten schreibt das Leben. So viel steht fest.«

Ich öffne die Augen und sehe sie an. Silvias Nase kommt dicht heran, streicht mit der Spitze über meine Nase. Unter sich zieht sie einen Brief hervor. Genau diesen Brief.

»Ich muss dir was sagen. Hab mich immer wieder gedrückt, aber es ist falsch, ich weiß. Sei mir nicht böse.«

»Ich muss dir auch etwas sagen.«

»Echt?«

»Ja, aber vorher trinke ich einen Schluck. Hab einen Riesendurst.« Den Apfelsaft leere ich bis zur Hälfte. Sie nimmt ihn mir ab und gibt ihm den Rest. Dann dreht sie sich, legt den Kopf auf meinen Schoß und schaut mich von unten an.

»Fang du an«, bittet sie mich.

»Okay ... das ist nicht einfach, wirklich nicht. Ich weiß, was du mir zeigen willst, was du mir sagen möchtest. Was in dem Brief steht. Am Neujahrsmorgen hab ich ihn entdeckt. Unverzeihlich.«

»Hm ...« Mehr kommt nicht. Nur die blauen Augen sagen mir, dass sie nicht anders empfindet. Ich hätte es sagen sollen, sie hätte es sagen sollen. Meine Hoffnung nicht so auf die Folter spannen.

»Na gut, du weißt es. Und ich weiß, wie sehr du dich vor diesem Tag fürchtest. Ich denke, wir sind quitt.« Silvias Hand hebt sich, der Finger, er streicht unter meinem Kinn entlang. »Das Schwierige aber ist, dass ich allein gehen werde. Ohne dich.« Ich antworte nicht, rühre mich keinen

Millimeter, starre gegenüber das Schallplattenregal an. »Ich weiß, dass wir uns lieben, du mich, ich dich. Ich habe das vorher noch nie so empfunden, aber ... wie soll ich dir das erklären ... ich hatte noch nie eine Beziehung, ich werde auch keine haben, ich will auch keine, denn in meiner Nähe würden alle Schmerz empfinden. Immer dann, wenn ich durchsacke, einfach gehe, die Menschen verletze, allein sein muss, um mich wiederzufinden. Wie sollte eine Beziehung das aushalten?«

»Du kannst das einfach so? Gehen? Koffer packen und die Tür zumachen?«

»Ich habe Schmerzen, Heinrich. Die werden nicht kleiner, egal was ich tue.«

»Aber dann ist es falsch, dich den Menschen zu nähern, die sich für dich interessieren, in dich verlieben und lieben. Denn ab der ersten Sekunde, in der das passiert, haust du ihnen schon in die Fresse. Mit wie vielen warst du schon im Schwarzwald? Mit niemand. Wie viele kennen deine Geschichte? Für die ist es noch viel schlimmer. Ich kann jedenfalls noch ein wenig nachvollziehen, was für ein Kampf in dir tobt.« Nun schweigt Silvia. »Ich kann mir da unten einen Job suchen, da gibt es auch ne Post. Wir nehmen uns je eine Wohnung, wie hier und sehen uns dann, wenn wir wollen. Vielleicht wächst dann langsam etwas zusammen.«

»Ich will mit niemand zusammen sein. Versteh doch. Ich kann einfach nicht.«

»Nein, ich verstehe nicht.«

Kapitel 16

Prüfungen

Blätter über Blätter. *Kassel?* 35. *Augsburg?* 89. *Singen am Hohentwiel?* 77. *Kiel?* 24. *Oldenburg?* 29. *Dortmund?* 46. *Fulda?* 64. So geht es weiter. Die Postleitzahlen wurden 1961 entlang der Hauptstrecken der Bahn angelegt. Von oben betrachtet, macht die Zahlenverteilung überhaupt keinen Sinn. Die Fragen drehen sich. Hinter welcher Zahl versteckt sich welcher Ort? Platz für die Fallen. *37, 91, 14?* Gibt es nicht. Frei für die DDR, falls mal jemand auf die Idee käme, die Mauer einzureißen. *Welche Dienste bietet die Bundespost an?* Natürlich auch den Renten-Service, eine hoheitliche Aufgabe, die Bahnpost, Postbusse, Telegramm, Fernmeldeamt ... nach drei Stunden bin ich fertig und gehe in die Kantine. Silvia sitzt mit zwei Kolleginnen am rechten Fenstertisch. Ich nicke ihr zu, kaufe zwei Bockwürste samt trockenem Brötchen und Senf, dann hocke ich mich zu Walze und Hardy.

»Hättste mir Bockwurst mitbringen können«, sagt Walze. »Ich hab heute wesentlich mehr Hunger als gestern.« Schweigend stehe ich auf, hole noch vier Ladungen, denn Hardy wird sich ebenfalls melden, wenn er das sieht. Der Tisch ist voll. Vier Flaschen Export, leer, zwei Cola, die Würste.

»Danke«, kommt es von beiden wie aus einem Mund. »Geld geb ich dir alsbald zurück.«

»Behalt dein Geld, Walze. Ich gebe einen aus.«

»Oho! Warum?«

»Erste Prüfung hinter mir.«

Er kippt die Cola in sich hinein. Ein unterdrückter Rülps bringt den ganzen Kerl zum Zittern.

»Das ist gut«, sagt Hardy, beißt in die Bockwurst und schleckt den kompletten Senf in nullkommanix vom Pappkarton.

»Ja«, gibt ihm Walze recht. »Kommt ja nicht mehr viel Nachwuchs zu uns. Wir können ja schon jetzt nicht mehr alle Stellen besetzen.«

»Aber du musst auch unten bei uns bleiben, nicht die Treppe hochfallen. Da oben stehen schon genug, die nix können«, meint Hardy. Dann schielt er auf die leeren Export-Flaschen.

»Soll ich Nachschub holen?« Er nickt. Silvia und die beiden Kolleginnen stehen auf. Sie schaut her. Ich greife nach dem Leergut. Gleich muss ich weinen und das kommt nicht in Frage. Nicht hier.

Natürlich ist sie nicht in meiner Wohnung. Und auch bei ihr macht niemand auf. Also bleibt mir nichts, als zur ARAL laufen, Tabak, Blättchen und Luckys holen, eine Flasche Southern, die sie sich fürstlich entlohnen lassen, um dann Richtung Franziskus-Kirche zu gehen. Kopfschütteln hin und wieder, dem Irrsinn dieser Situation habe ich nichts entgegenzusetzen. Menschen stehen vor dem Universum; was dort für Filme laufen, interessiert mich nicht. Ein wunderschöner Komet hat meine Bahn gekreuzt, sich aber nicht von meiner Gravitation irritieren lassen und zieht weiter seine Bahn. Zehn Minuten später bin ich in der Erbprinzenstraße, ein gelber LKW kommt mir entgegen. Wir grüßen uns.

Vladimir ist schon vor Ort, der Spätdienst steht auf der Rampe, aus dem Gleis werden die Waggons rausgezogen. Sicher kommen vier weitere. Besser noch, zwei Transwaggons werden gebracht, 44 Behälter passen in solch ein Ungetüm. Allein für das Öffnen der Seitenhälfte benötigt man eine Menge Kraft. Ich grüße die Kollegen, gehe in die große Halle, stelle den

Southern auf den Tisch, Cola gibt es noch im Aufenthaltsraum. Richard kommt, unser Dauernachtdienst tuender Getränkelieferant.

»Ich hole morgen Export, Cola, Fanta und Pils und sammle Geld ein.«

»Wie viel?«

»Fünfzehn Mark.«

Ich gebe Richard das Geld. »Wie viele Waggons kommen noch?«

»Zwei noch«, sagt er beim Hinausgehen. Nur noch zwei. Das wird eine gemütliche Nacht. Einzig die grellen Neonlichter machen mir zu schaffen. Nach einer Stunde tränen meine Augen, weswegen ich die mittlere Reihe abschalte, dann hinausgehe und beim Entladen helfe. Die beiden Rangierer kaufen Richard einen Kasten Export ab. Manchmal ist es besser, wenn die Menschen um uns herum nicht genau wissen, was wir tun.

»Wir müssen nur dreißig Behälter mache?«

»Sag lieber ‚*verteilen*‘, Vladimir. *Mache* oder *machen* ist so ein Allerweltsbegriff. *Verteilen* ist besser.«

»Da.«

»Da?« Richard kratzt das Etikett von der Flasche. »Was ist *Da*?«

»Ja«, sage ich. »Da heißt Ja.« Vladimir nickt und pellt das erste Ei. Von zehn. Es riecht nach Stinkbombe. Richard schiebt sich samt Stuhl einen Meter zurück und schnuppert in die Exportflasche.

»Mann! Jede Nacht zehn Eier und zehn Knoblauchzehen! Muss das sein?«

»Da.«

»Der Eiersalat deiner Frau riecht auch nicht anders.«

Richard sieht mich von der Seite an. »Aber bei uns gibt es keinen Knoblauch.«

»Knoblauch ist heilige Pflanze. Gut für gesund.«

»Gesundheit«, verbessere ich.

»Da. Gesundheit.« Vladimir steckt das geschälte Ei in den Mund, eine große Zehe Knoblauch und kaut genüsslich. Richard schaut zur Decke. Ich drehe eine Schwarze Hand.

»Um Gottes willen, jetzt auch noch dieses Kraut! Ich gehe rüber und leg mich hin.« Er verschwindet.

»Was ist mit Kollege?«

»Ein schwaches Herz.«

»Mehr Knoblauch essen«, sagt Vladimir und schält das zweite Ei. Samt Knoblauch verschwindet es im Mund. Aus der Tasche nimmt er eine Flasche Wodka, dreht den Verschluss ab und spült nach.

»Seh ich das richtig, dass zocken verboten ist, aber Wodka erlaubt? Du bist doch religiös.«

»Gott hat Wodka gemacht.«

»Und Karten spielen hat er nicht gemacht?«

»Njet. Kommt von Teufel.«

»Einfache Logik ist immer die beste Logik.«

»Da«, bestätigt Vladimir und pellt das dritte Ei. Ich denke, er mixt das Ei mit Knoblauch und Wodka, um keine Verstopfung zu bekommen. Das wird der einzige Grund sein. Vermutlich hatten sie in der kasachischen Steppe eine Hühnerfarm. Das müsste ich mal dem Dienstarzt erzählen, der jedem anrät, pro Woche nur zwei Eier zu essen, wegen des Cholesterins. Bin mal gespannt, was er sagt, wenn er Vladimir das erste Mal untersucht.

»Was das?« Er zeigt auf den Southern.

»Southern Comfort. Schmeckt nicht jedem. Soll ich dir einschenken?« Er hebt den Kaffeebecher vor meine Nase und ich gieße ihn halbvoll. Nach

dem Riechen nippt er vorsichtig, dann verschwindet der Inhalt in seiner Kehle.

»Schmeckt mit Knoblauch und Ei.« Er sieht mich an und überlegt. »Willst du Ei und Knoblauch?«

»Warum nicht.«

»Hier.« Ich schäle Ei und Zehe, die wirklich groß ist, stecke beides in den Mund. Ein Geschmacksexperiment der besonderen Art. Vladimir hält mir den Wodka hin. Also damit mischen. Es wird immer besser. Das schmeckt tatsächlich gut und ich habe den Eindruck, ein fauchender Bunsenbrenner rutscht meine Kehle hinunter.

»Gut?«

»Da.«

Vladimir grinst. Ich zünde die Schwarze Hand an.

Die Nacht liegt hinter mir, beide Augen schmerzen. Das passiert nur nach Stunden unter grellem Neonlicht. Der Augenarzt riet mir vor einem halben Jahr, eine andere Arbeit zu suchen. Wo ist denn kein Neonlicht?, war meine Frage. Kaltes Licht beherrscht die Welt. In der Brezelstube hängen alte, nikotingelbe Lampenschirme. Ein Glühfaden brennt. Der Milchkaffee wärmt und ein Grummeln im Magen macht mich stutzig. Wodka, Knoblauch, Eier, offenbar eine explosive Mischung. Zügig zahle ich, bin ebenso schnell an Silvias Haustür und klinge Sturm. Entweder sie öffnet, oder ich statte den Enten am Flussufer jetzt einen Besuch ab. Sie öffnet und es geht mit hastigen Schritten die Stufen hinauf. Die Wohnungstür ist offen, niemand zu sehen, schon bin ich auf der Toilette; wirklich in allerletzter Minute.

Wenn ich hier bin, kann ich auch gleich duschen, ziehe mich aus und steige in die Kabine, in der man nicht umfallen kann. Jetzt merke ich den Alkohol umso mehr, je mehr Zeit verstreicht. Den Wodka bin ich nicht gewohnt. Seine Wege in meinem Körper sind andere als die des Southern Comfort. Benommen trockne ich mich ab und setze mich in die Küche zu Silvia. Ihr Blick wandert an mir entlang.

»Was ist passiert?«

»Ach, komisches Grummeln im Magen, hab's grad noch zu dir geschafft.«

»Du hast zwar geduscht, aber hier stinkt's wie in einem Pumakäfig.«

»Ich war noch nie in einem Pumakäfig. Keine Ahnung, wie es da stinkt.«

»Du hast Alkohol getrunken.«

»Ja, hat sich so ergeben.«

»Tust du das jetzt wieder?«

»Was?«

»Trinken.«

Ich lehne mich zurück. Ein Pochen in der rechten Schläfe kündigt Kopfweh an. Das Neonlicht. Immer kommt das Kopfweh nach dem Nachtdienst. Egal, ob mit oder ohne Alkohol. »Ich weiß nicht, was ich tun soll, ehrlich gesagt. Alle Orientierung ist flöten gegangen. Ohne Kompass auf dem Atlantik. Eine Liebe hat ihren Abschied angekündigt. Das ist die Lage.«

Silvia schweigt. Was soll sie auch sagen? Es gibt nichts mehr zu sagen. Da sitze ich nackt vor ihr, sie mit Unterhose und Shirt, zwei dunkle Kreise hinter dem Weiß sehen mich an. Es gibt viele schöne Frauen, und es gibt Silvia. Mit dem Löffel rührt sie im Kaffee, obwohl der nicht mehr heller werden kann.

»Ich muss dich was fragen ...«

»Nur zu«, sagt sie nickend.

»Tut dir das nicht weh?« Noch bevor mir der Gedanke kommt, dass es eine besonders dämliche Frage war, weint Silvia, steht auf und geht ins Wohnzimmer. Ich sehe an mir runter. Also wieder in die Kleider und ab nach Hause.

Zweiter Nachtdienst. Neonlicht. Heute habe ich die Sonnenbrille dabei und alles ist gleich viel angenehmer. Das Erkennen von Postleitzahlen ist erschwert, aber man gewöhnt sich dran. Der Mensch gewöhnt sich an alles. Rodi, Rolf-Dieter, steht in seinem Verteilpunkt und arbeitet so schnell es ihm möglich ist. Dreißig Behälter bis Mitternacht ist eine stramme Vorgabe, die wir uns selbst auferlegt haben. Die Vorgabe der Abteilung Bemessung in der Oberpostdirektion ist sechs Behälter in der Stunde. Wir machen dreißig in zweieinhalb Stunden. Hauptdienste und Aufsichten wissen das, doch solange am Ende der Nacht die Zahl ‚30‘ auf der Statistik steht, ist alles gut. Um Mitternacht kommt Richard von der kleinen Halle mit Bier und ein paar Fleischkäsebrötchen auf einer Stahlplatte, stellt alles auf den Tisch und setzt sich.

»Mein Schwager hat Geburtstag gefeiert. Das ist übrig. Bedient euch.«

»Oh, vielen Dank«, sagt Rodi und greift sich eines. »Gleich kommt meine Freundin. Hat versprochen, mir Cola und Zigaretten zu bringen.«

Richard bekommt große Augen. »Die kommt um diese Uhrzeit extra hierher, um dir Sachen zu bringen?«

»Klar, ist ein ganz liebes Frauchen. Bin wirklich froh, dass ich sie kennengelernt habe. Wenn man vom Dorf in die Stadt kommt, das ist ja schon sehr seltsam.«

Ich drücke die Sonnenbrille fester auf die Nase und bücke mich unter den Tisch. In einer Briefbox, zugedeckt mit einem Sack, liegt der Southern Comfort, den ich auf den Tisch stelle. »Wer mag, bedient sich«, biete ich an.

»Du immer mit deinem komischen Zeug«, meint Richard und schüttelt den Kopf. »Trink Bier, das ist gesund.«

»Wo haste denn dein Frauchen kennengelernt?«, frage ich Rodi.

»Bei mir unten im Haus, in der Strohhut-Bar.«

»In der Strohhut-Bar?« Ich habe das Außenschild im Kopf und war bisher nur einmal mit den Kollegen drin.

»Ja, ich muss nur drei Stockwerke runter und nehm den Eingang übers Treppenhaus. Tolles Lokal. Nicht wirklich günstig, aber tolle Menschen.«

»Das ist ne Oben-ohne-Bar«, stellt Richard fest.

»Stimmt, ist es, aber Klara steht hinter der Theke. Die hat immer was an. Sie liebt mich und ich sie.« Richard tritt mir ans Schienbein und seufzt. Ich gieße den Becher halbvoll mit Southern.

Gegen halb eins höre ich Stimmen auf dem Hof. Hohe Stimmen, schrilles Lachen, Gekichere. Drei Frauen. Sie stellen sich laut die Frage, wie man auf diese verdammte Rampe kommt. Eine entdeckt rechter Hand die Treppe. Ihr Schuhwerk ist nicht wirklich geeignet. Ich sitze auf einem Stuhl, dem Gleisfeld zugewandt und lese Céline, *Reise ans Ende der Nacht*. Stöckelschuhe auf Beton, jemand tippt auf meine Schulter.

»Sag mal, mein Hübscher, ich bin die Klara. Wo finde ich denn hier Rolf-Dieter?« Ich deute auf die Halle. »Machst wohl nicht so viele Worte, was?« Kopfschütteln. »Na, du bist mir ja einer.« Sie trippelt davon, gefolgt von ihrer Entourage. Mit aller Kraft stemmen sie sich gegen die Schwingtür und

fangen an, durcheinander zu reden, ein spitzer Schrei, gefolgt von einem ‚Rolf-Dieter!‘ Richard kommt aus der kleinen Halle.

»Was ist denn hier los?«

»Eine Art Gurkentruppe. Klara und ihre Freundinnen.«

»Die dürfen gar nicht hier aufs Postgelände. Wir können sie rausschmeißen. Wenn was passiert, geht es uns an den Kragen.« In der Halle heftiges Lachen, Witze reißen, Rolf-Dieter ist für einen Moment der Hahn im Korb.

»Stell dich nicht so an, Richard. Wir gönnen es unserem Kollegen.«

»Ich geh da mal rein. Das geht so nicht.«

»In dem Fall geh ich mit, nicht dass sie dich von der Rampe werfen.«

»Mach dich nur über meine Größe lustig, das kommt mir gerade recht.«

»Von Größe würde ich nicht sprechen wollen ...«

Er verdreht die Augen und stapft zur Halle, geht hinein. Ich hinterher. Es dauert nur einen Atemzug, da entdeckt ihn Klaras stämmigere Freundin. Sie drückt den Zeigefinger in Richards Bauch. Der zuckt zurück, Klara lacht und streicht Rodi über den Nacken. »Rolf-Dieter ... kannst du mir nicht einen Fuffi leihen? Wir wollen noch was trinken gehen.« *Tu das nicht*, denke ich, aber das ist ein vergeblicher Gedanke. Er gibt ihr einen Fünziger.

»Oh! Guck mal, die haben Southern Comfort hier«, sagt die zweite, sehr dünne, Freundin Klaras. Schon greift sie danach.

»Kostet aber was«, sage ich, gehe zum Tisch und schiebe die Flasche ins Eck.

»Du bist zwar hübsch, aber ganz schön arschlochmäßig drauf«, stellt Klara fest. Die Dünne kneift ein Auge zu, schiebt den Kopf immer hin und her und knufft dann gegen meine Brust.

»Ist nicht böse gemeint, die Damen«, beginnt Richard, »aber Sie dürfen sich hier aus versicherungstechnischen Gründen nicht aufhalten. Wenn Ihnen was passiert, kommen wir in Teufels Küche und Ihre Krankenkasse wird das nicht zahlen.« Es wird schlagartig ruhig. Alle drei starren Richard an.

»Er hat recht«, bestätige ich. »Beim nächsten Besuch muss Rolf-Dieter vor dem Tor warten.«

»Kommt, Mädels«, sagt Klara. »Hier gibt es nur Spießer. Wir gehen!« Sie küsst Rodi, dann verziehen sie sich und Ruhe kehrt ein. Wir schauen unseren Kollegen an. Seine Augen leuchten.

»Also Cola und Zigaretten hat sie zwar nicht mitgebracht, aber dafür einen Fünziger mitgenommen«, sage ich an die Decke.

»Ein gutes Geschäft.« Richard seufzt und ich habe Sehnsucht nach Céline.

Kapitel 17

Sein oder nicht sein

Eine Woche Urlaub und schon am ersten Tag will ich wieder arbeiten gehen, reiße dann doch das Kalenderblatt der letzten Woche ab, lese den Spruch und vergesse ihn gleich wieder. Das heutige Datum sticht ins Auge. 23. Februar 1987, vor zweiundvierzig Jahren wurde die Stadt in Schutt und Asche gelegt. Dann sind heute Gedenkfeiern, Bürgermeister und wichtige Menschen treffen sich irgendwo, legen Kränze nieder. Der für mich wichtigste Mensch zieht heute um. Und nicht nur das: Ich habe Silvia angeboten, sie zu fahren. Mit der wenigen Habe, die sie hat. Im Opel nach Friedrichshafen. Als würde ich die Reise zu meiner eigenen Hinrichtung organisieren. Aber zugesagt ist zugesagt. Vier Mal hat sie die Frage wiederholt und jedes Mal habe ich genickt. Wir fahren um zehn Uhr los. Schnee ist erst mal keiner gemeldet, aber das kann sich auf der Alb in Windeseile ändern. Ein kurzer Blick in den Spiegel im Badezimmer. Der dort bin nicht ich. Ein Fremder ist zu sehen. Dieser Kerl im Spiegel hat die Prüfungen bestanden. Gratulation. Einer Übernahme steht nichts mehr im Weg. Wunsch: Paketzusteller. Draußen bei den Menschen mit all ihren Problemen, aber allein im Fahrzeug. Sommer, Winter, Regen, Wind, meine Ruhe. Das ist er, der Kerl im Spiegel. Ich hingegen drifte immer weiter ab vom Kurs. Es zieht mich irgendwohin auf eine planlose Reise. Zunächst zu Silvia, die einen gnädigen Vermieter hat und unter Zuhilfenahme eines Augenblauaufschlags einer Kündigung zum Ende des Monats sofort zugestimmt hat. Die Wohnung ist tiptopp, keine Bohrlöcher, Kautions gibt es umgehend, ein Konto bei einer Bank in Friedrichshafen ist schon eröffnet. Probezeit beim neuen Arbeitgeber? Geschenkt. Silvia weiß, was sie

kann und geht davon aus, der neue Arbeitgeber ist hin und weg, wenn sie einmal angefangen hat. Ich nehme den Schlüsselbund, ziehe die warme Jacke über und lausche in die Zimmer. Alles still. Das ist mein Leben. Alles still.

Drei Koffer, zwei Taschen und ein großer Wanderrucksack. Lebensmittel hat sie der Nachbarin ein Stockwerk tiefer gegeben. Die hat zwei Kinder, ist alleinerziehend und dankbar für jede Hilfe. Eingeladen ist schnell, der Vermieter nimmt Schlüssel und Übergabeprotokoll, wünscht Silvia alles Gute, ich steige ein, zünde eine Lucky an und warte. Es ist bewölkt und knapp unter null Grad. Ich hoffe, die Autobahn ist einigermaßen frei. Silvia öffnet die Beifahrertür, schaut die Fassade hinauf, runter auf die Enz, dann steigt sie ein, pustet die Luft aus und schließt die Augen. Zwei, drei Mal hebt sich ihr Brustkorb, dann schnallt sie sich an.

»Okay, kann losgehen.«

»Es kann losgehen. Nichts vergessen?«

»Nein, nichts vergessen.«

»Stört es dich, wenn ich Musik mache?«

»Solange es nicht zu wild ist ...«

Aus dem Kassettenregal nehme ich eine Mixkassette, schiebe sie ins Fach, starte den Motor. Velvet Underground beginnen mit Venus in Furs. Silvia sagt nichts, schaut aus dem Fenster zum Gymnasium auf der anderen Seite. Tank ist voll, Wischwasser aufgefüllt, Öl kontrolliert, Reifendruck ist 1a. Es geht los. Über KF und Jahnstraße fahre ich zur Calwer Straße, Holzgartenstraße und bald erreichen wir die Auffahrt zur A8.

»Kann ich das noch mal hören?«

»Klar.«

Sie spult zurück. »Wer ist das?«

»Velvet Underground. Zweite Hälfte der 60er im Dunstkreis um Andy Warhol. Lou Reed singt, spielt Gitarre und John Cale die Violine.«

»Das ist schön. Melancholisch und wenn ich in den Himmel schau, sehe ich seltsame Figuren. Ich glaube, sie kommen aus meiner Angst.«

»Was sind das für Figuren?«

»Tote Menschen auf toten Pferden.«

Den Berg hoch geht es nicht sehr schnell. Wir hängen hinter einem LKW. Ich lege die Hand auf ihren Oberschenkel und streiche auf und ab.

»Weißt du, wie das ist, wenn man immer fliehen muss?« Ich schüttle den Kopf und setze endlich den Blinker. »Du bist mitten in einem Strom, ein sehr breiter Strom. An den Ufern stehen die schönsten Sachen ...«

»Ich, zum Beispiel.«

Sie lächelt. »Du, zum Beispiel. Aber nichts hält diesen Strom auf. Alles zieht vorüber. Unaufhaltsam.«

»Ich, zum Beispiel.«

Am Flughafen in Echterdingen beginnt es zu schneien. Kaum der Rede wert. Schneller als hundert fahre ich in der Regel nicht. Überholen lassen, eine Zigarette rauchen, Musik hören. Jim Morrison besingt die Riders on the Storm. Silvia schläft, die Lehne abgesenkt, meine dicke Jacke als Decke, ein Handtuch am Rahmen als Kopfkissen. Der Alaufstieg kommt, Kirchheim, dann teilt sich die Autobahn und nach dem Tunnel liegt etwas mehr Schnee. Ein Streuwagen ist vor uns, wirft Salz. Nicht mehr lange bis Ulm. End of the Night ist gerade fertig, When the Music's Over beginnt. Noch eine Zigarette. Ist vielleicht besser, wenn sie schläft. Keine Gedanken, keine verletzenden oder verletzte Worte. Nur fahren. Meine Ideen, Pläne,

Vorschläge zu einem Ortswechsel meinerseits sind ins Leere gelaufen. Zu wissen, dass man liebt und geliebt wird, es aber niemals annehmen kann, weil die Dämonen sonst wütend werden, hat alle Qualitäten für ein shakespearsches Drama. Wie soll ich das jemals in kleine Gedichte packen? Das wird mir nicht gelingen. Ich muss Geschichten schreiben, Romane. Ein besserer Schriftsteller werden, wenn ich denn überhaupt einer bin oder überhaupt etwas bin.

Ulm und Neu-Ulm liegen hinter uns, wir sind auf der B30 nach Süden, der direkte Weg nach Friedrichshafen. Noch einmal The End hören. Ich erinnere mich an Köln, Kino am Gürtel vor neun Jahren. Mit zwei Freunden haben wir Apokalypse Now gesehen. Erst neun Jahre und schon kommt es mir wie eine Ewigkeit vor.

»An was denkst du?«

Silvia ist wach. Wie lange schon? »Ich denke an Köln und einen Kinoabend vor neun Jahren. Wir haben Apokalypse Now gesehen.«

»Wer?«

»Zwei Freunde und ich.«

»Du denkst daran wegen des Songs?«

»Ja, auch wegen des Songs.«

»Vermisst du die Zeit?«

»Nein, nicht wirklich. An diesem Abend war noch nicht klar, dass ich wegziehen würde. Ein paar Tage später schon.«

»Hattest du eine Freundin?« Jim Morrison ist fertig. Ich lege eine andere Kassette ein. Beatles, das *Weißes Album*. Hatte ich eine Freundin? Seltsam, dass sie das fragt.

»Da gab es ein Mädchen, ja, aber sie war wie du mitten auf einem Strom, die schönen Dinge zogen vorüber, nichts konnte diesen Strom aufhalten.«

»Wie ich?«

»Ja, genau wie du.«

Silvia dreht sich auf dem Sitz, schaut mich an. Unter der Jacke taucht ihre Hand auf und berührt meine Wange. »Du meinst, genau wie ich?«

»Ich meine, genau wie bei dir.«

»Und niemand konnte ihr helfen.«

»Nein. Niemand.«

»Ihr habt euch geliebt?«

»Sehr geliebt.«

»Das ist schlimm. Jetzt passiert es ein zweites Mal.«

»Hast du einen Führerschein?«

»Hab ich.«

»Dann fahr du, bitte.« Ich halte auf dem Seitenstreifen, Warnblinker an. Wir wechseln und ich decke mich zu. Da ist ihr Duft an meiner Jacke. Die Tränen wische ich mit dem Ärmel ab. Eine Zigarette wird helfen.

Nebel über dem Bodensee. Dafür ist er bekannt um diese Jahreszeit. Scheint allerdings die Sonne, wird Silvia den Vorarlberg sehen, den Säntis und das Appenzeller Land, vor sich das Schwäbische Meer. Nicht die schlechteste Gegend, um sich ein neues Zuhause aufzubauen. Mit der Fähre ist sie in einer knappen Stunde in Konstanz, kann Richtung Bregenz oder Romanshorn fahren. Ich beneide sie ein kleines bisschen. Die Wohnung ist komplett möbliert, Einbauküche, Bad, alles vorhanden. Die Besitzerin ist im Pflegeheim gestorben, dementsprechend rustikal ist die Einrichtung, dem

Sohn der Besitzerin ist es egal, ob seine Mieterin die Möbel auf den Sperrmüll stellt oder behält. Geld ausgeben muss Silvia erst mal nicht.

»Typische Oma-Wohnung«, stelle ich fest.

»Mich stört's nicht. Mit der Zeit werde ich das eine oder andere austauschen, aber ich habe ein Bett, ein Bad und eine Küche. Was will ich mehr?«

»Mich?« Sie lacht auf und hustet dabei. »Ich bleibe gerne hier. Ist ne schöne Gegend«, schiebe ich nach. Dann steht sie auf, sucht in allen Hängeschränken nach etwas Bestimmtem und findet eine Kanne, einen Filterbehälter samt Filter und Kaffeepulver, hängt die Nase in die Packung und runzelt die Stirn.

»Schon ziemlich alt. Soll ich einen Kaffee machen?«

»Nein, wer weiß, wie alt der schon ist. Ich habe das Auto, wir gehen einkaufen und danach was essen.«

»Gute Idee. Die Gegend erkunden wäre von Vorteil.«

Alles ist von Vorteil, um Zeit zu schinden, denke ich und stehe auf. »Du bist kühl. Warum?« Ihr Blick bleibt an mir haften. Als würde ich nicht kapieren, um was es geht.

»Du weißt, warum ich kühl sein will. Nicht muss. Ich muss nicht kühl sein, aber uns beiden fällt es umso schwerer, je weniger kühl wir sind, oder?« Sie ist mir über. Ganz klar. Vier Jahre mehr Lebenserfahrung? Ist es das? Oder hat sie einen Schutzschirm aufgebaut, der jedem romulanischen Warbird zur Ehre gereicht? Alles, was ich in meiner naiven Hoffnung sage, kann sie nur verletzen.

»Schreib bitte einen Zettel. Ich gehe einkaufen. Du kannst solange dein Zeug einräumen.« Sie lehnt sich an die Spüle, verschränkte Arme.

»Bist du sicher?«

»Klar.«

»Na gut, dann schreibe ich mal.«

Es gibt einen Norma, fast ums Eck. Bäckerei, Metzgerei, Apotheke und Kneipen. Alles da, was man für das tägliche Leben benötigt. Sogar Menschen. Nicht zu wenig. Aus einer Kneipe kommen drei junge Männer, nicht mehr nüchtern. Zum Seeblick steht über dem Eingang. Vom See ist allerdings nichts zu sehen. Ich gehe hinein, an die Theke, setze mich. Zwei Rotomaten, ein Flipper, Dartscheibe an der Wand. Theke und Wände dahinter sind aus Nut- und Federbrettern gezimmert. Das ist wirklich das untere Ende der Zivilisation.

»Und?«, sagt die Frau an der Zapfanlage. »Neu hier? Hab dich noch nie gesehen.«

»Ich dachte grad, ich kenne dich von irgendwo her.« Sie lässt das Zapfen und starrt mich an.

»Mich? Du kennst mich? Nee, da muss eine Verwechslung vorliegen. Hab dich noch nie gesehen. Und ich kann mir Gesichter merken, glaub mir. Brauchste in dem Job.«

»Kann sein. Wahrscheinlich sogar. Bin ja auch ein bisschen jünger als Sie.«

Die Gute stellt das Glas mit mehr Kraft auf die Spüle als es ihm gut tut. Es bekommt einen Sprung. Sie flucht, kippt es aus und schmeißt es unter der Spüle in einen Behälter. »Na, hör mal. So viel älter bin ich aber sicher nicht. Steh noch gut im Saft.«

»Ja, stimmt auch wieder.«

Sie grinst. »Also, was willst du?«

»Southern Comfort mit Cola und Zitronensaft.«

Ihre Augenbrauen rucken ein Stück hoch. »Wie? Also, so was haben wir nicht. Cola, okay. Zitronensaft presse ich dir, aber Southern Comfort trinkt hier niemand.«

Mit beiden Händen reibe ich übers Gesicht. Ich bin müde. Mehr als müde. Einfach für den Rest meines Lebens schlafen, das wäre es jetzt.

»Ich empfehle dir mein Spezialgetränk. Gibt es normal nur abends, aber weil du neu bist ...«

»Nehme ich.«

Sie stülpt die Lippen vor, nimmt ein 0,4er-Glas und füllt etwas Hellbraunes ein, leicht sprudelnd. Dann ordentlich Mescal dazu und einen dunkelroten Saft. Zwei Eiswürfel hinein, dann bekomme ich mein Getränk. Es wird schon schmecken. Ein großer Zug, ohne lange zu überlegen. Mit der Zunge schiebe ich es durch den Mund und gleich den nächsten Schluck.

»Gar nicht schlecht. Was ist das?«

»Almdudler, Mescal und Johannisbeersaft.«

»Eine gefährliche Mischung.« Sie grinst und hält die Hand über die Theke. Ich greife zu.

»Sara ohne ‚h‘.

»Heinrich, mit ‚H‘.«

Sie lässt nicht los, dreht meine Hand nach allen Seiten. »Du hast wahrlich schöne Hände. Ziemlich kräftig.«

»Danke.«

Immer noch hält sie an mir fest. »Jetzt bist du dran mit einem Kompliment. Ich mag Komplimente.«

»Ich kann nicht, Sara.«

»Woran hängt's?«

»Ich hab vor ner Stunde meine Freundin hierher gefahren, die jetzt nicht mehr meine Freundin ist. Sie ist umgezogen und ich hab ihr geholfen. Jetzt muss ich wieder heim. Aber ich liebe sie. Sie ist in meinem Kopf und überall in mir. Deswegen kann ich nicht. Hat also nix mit dir zu tun.«

»Scheiße«, sagt Sara und lässt los. »Ich mach dir noch nen Sara Spezial.«

»Danke.«

»Warum tust du das?«

»Was?«

»Trinken?«

Ich hole alles aus dem Rucksack, ordne es auf dem Küchentisch. Zewa, Kaffee, Butter, Marmelade, Brot und Käse, nichts hab ich vergessen. Für fünfzig Mark eingekauft. »Der ist gar nicht weit weg, der Norma. Dreihundert Meter, zweimal rechts rum. Da gibt es noch einen Bäcker, ne Metzgerei und ne Apotheke.«

»Du musst es mir ja nicht sagen. Fährst du jetzt?«

»Ja, bin dann gleich weg.«

»Du hast Alkohol getrunken. Ohne Führerschein ist auch nix mit Postzusteller.«

»Ich werde nicht zur Post gehen.«

»Du bist bei der Post.«

»Du weißt, was ich meine.«

»Ja, ich weiß.« Sie räumt den Einkauf weg, riecht in den Kühlschrank und verzieht das Gesicht. »Einen neuen Kühlschrank werde ich auf jeden Fall kaufen. Der hier lebt. Gut, dass Winter ist.«

»Ja, gute Idee«, sage ich und denke an etwas, das explodiert. Wenn ich noch mehr solchen Mist höre und rede, fahre ich mit dem Opel in den

Bodensee. Silvia stellt die Packung Pfefferminztee neben den Brotkasten, macht drei Schritte auf mich zu und legt die Arme um mich. Drückt so fest sie kann.

»Denk nicht, dass mir alles leicht fällt. Im Gegenteil. Aber ich weiß, was passieren wird. Du wirst es erdulden. Dann passiert es wieder. Und noch mal, eine endlose Folge von kalt und warm. Das kann ich nur mit mir selbst ausmachen. Es wäre unverantwortlich, dir das aufzubürden, selbst wenn du jetzt denkst, alles würde gut mit der Zeit. Niemand weiß es. Vielleicht ist es eines Tages einfach verschwunden.«

»Ich muss jetzt gehen«, flüstere ich in ihr kurzes Haar, so zerzaust wie es ist, wird sie das noch anpassen müssen, bevor sie den Job antritt. Ich weiß nur nicht, ob ihre Haare das wissen.

»Du kannst hier bleiben, dich ausruhen. Schlaf den Alkohol weg.«

»Kann mich unterwegs irgendwo hinstellen und dösen.«

»Dachte ich mir.«

Als ich die Tür öffne, lächelt Sara. Ich setze mich auf den selben Hocker, zünde eine Lucky an und schau ihr zu.

»Noch einen Sara Spezial?«

»Gerne.«

»Hast du dich verabschiedet?«

»Hab ich.«

»Wie war's?«

Prompt verschwimmt mein Blick, ich kann es nicht unterdrücken. Warum auch? Drei Schnapsleichen hier drin, eine an der Theke, der Kopf keine fünf Zentimeter über dem Holz, die anderen beiden an je einem Fenstertisch. Sie sind Statuen. Dauerinventar.

»Weißte was? Ich ruf meine Cousine an. Die kann bis heute Abend die Theke übernehmen. Wir gehen zu mir hoch.« Sie löst einen Schlüsselbund von einer langen Kette am Hosenbund. »Geh da links durch, zweiter Stock, nur eine Wohnungstür. Ich komme gleich nach. Deinen Drink bring ich mit hoch.« Ich würde zu allem Ja sagen. Hauptsache, es passiert etwas, egal was. Mit einem Nicken, nehme ich den Schlüssel und gehe hinauf zu Saras Wohnung. Von hier oben hat man tatsächlich einen kleinen Blick auf den See. Auf das Nebelmeer. Es gibt nur wenig Platz, Dachgeschoß mit Kniestock, Regale mit viel Tinnef, Kram, kleine Figuren, alles sehr sauber, akkurat hingestellt, ausgerichtet und doch wie ein Museum. Sie wohnt allein. Das hier ist ihr kleines Himmelreich. Sprüche an der Wand aus Abreißkalendern. Weisheiten, die niemand von sich gegeben hat, außer der Marketingabteilung.

Nach einer Viertelstunde klopft es. Ich öffne. Sara geht sofort ins Badezimmer. Ich trinke ihren Spezial. Daran könnte ich mich gewöhnen. Dieses Mal ist mehr Mescal drin. Mitten im Zimmer steht eine Zweier-Couch, exakt ausgerichtet, Kork unter den Stahlfüßen, eine Decke als Schutz darüber gelegt. Ich weiß nicht, ob ich sie wegnehmen muss oder nicht. Also setze ich mich davor auf den Boden. Es klickt und Sara kommt aus dem Badezimmer. Sie hat eine Schlabberhose an, Jogginghose, zwei Nummern zu groß, die hochgebundenen Haare trägt sie nun offen. Vorsichtig setzt sie sich hinter mich, ein Bein links, eins rechts meiner Schultern.

»Ich hoffe, du denkst nicht zu schlecht über mich.«

»Warum sollte ich das?«

»Naja, wir kennen uns ein paar Minuten und ich geb dir meinen Wohnungsschlüssel. Du hast grad deine Freundin verloren und ich ...«

»... und du nutzt das aus?«

»So in etwa.«

»Ich hätte ja den Schlüssel nicht nehmen müssen.«

»Aber du hast. Warum?«

»Ich weiß nicht. Ich wollte jetzt nicht allein sein.«

Sie nickt. »Bei mir kannst du das *Jetzt* weglassen.«

»Wie alt bist du?«

»43. Sieht man das?«

»Nein, absolut nicht. Was aber auch egal wäre oder ist. Verzeih, wenn ich neugierig bin, aber mit 43 ... hat man da nicht meist eine Beziehung? Eine Ehe? Und Kinder?«

»Wenn nicht alles in die Hosen gegangen wäre, dann hättest du recht« Sara nimmt mir den Spezial aus der Hand, trinkt ihn leer, stellt das Glas auf den Boden und legt sich hin, rutscht dicht an das Rückenteil. »Würdest du dich neben mich legen?« Das tue ich. Sie greift nach dem Stück der Decke, das über der Lehne liegt und hüllt uns ein. Ihren Kopf schiebt sie auf meinen Oberarm. Sie duftet nach einem herben, bitteren Parfüm. »Und mich einfach fest in den Arm nehmen? Ja?«

Ich nicke. Saras Haare kitzeln meine Nase. Ich spüre den Mescal, höre sie ruhig atmen. Ich glaube, sie schläft gleich ein. Vielleicht sollte ich das auch tun.

Kapitel 18

Einbahnstraßen

Niemand geht gerne durch diese Tür. Amtsärztlicher Dienst. Drei Wochen vor Ostern, der Gott der Pakete ist wütend auf uns und ich muss zu diesem Termin. Nur wer stirbt, kommt drumherum. Also ausziehen, auf einem Bein stehen, Linie gehen, Rumpfbeuge, Hände flach auf den Boden, Kniebeugen, hinsetzen, Hammer gegen das Knie. Hinlegen und Niere pressen.

»Tut doch sicher hier weh, oder?«

»Manchmal.«

»Wann ist manchmal?«

»Wenn jemand drauf rumdrückt.«

»Sehr witzig.«

Die andere Niere ist dran. Dann die Leber. Er gräbt sich förmlich in meine Eingeweide. »Wenn Sie auf Erdöl stoßen, geben Sie Bescheid.«

»An Ihnen ist ein Komiker verloren gegangen.«

»Ja, ich weiß. Haben schon meine Lehrer gesagt.«

Darm, Blinddarm, Knie auf die Seite drehen, ein Blick in den Allerwertesten.

»Sie haben Hämorrhoiden. Ziemlich sogar.«

»Weiß ich.«

»Außerdem sind Sie sind recht gelenkig. Haben Sie Sport getrieben?«

»Leistungssport. Außerdem bin ich Landwirt von Beruf. Das ist wie Leistungssport.«

»Tja«, sagt er und holt ein Papier vom Schreibtisch. »das ist jetzt vorbei. Ihr Leberwert ist über 300.« Er wird still und sieht mich an. Offenbar wartet er auf eine Reaktion. Wenn er das so betont, muss es wichtig sein.

»Gut. Und was bedeutet das?«

»Sie trinken zu viel Alkohol.«

»Und Sie erinnern mich an meinen Vater.« Beide Augenbrauen krümmen sich Richtung Nase. Zwei Atemzüge denkt er drüber nach, aber ihm will kein Zusammenhang einfallen. »Sie kommen nicht drauf, Doc, aber mein Vater hat entweder nach Irisch Moos gerochen oder nach Bommerlunder. Bei Ihnen rieche ich Bommerlunder. Auch die roten und blauen Äderchen auf Nase und Wange haben Sie mit ihm gemeinsam ...«

Er weicht zurück, streckt sich. Der Blick wird ungehalten. »Was erlauben Sie sich ...«

»Kommen Sie, Doc. Ich mach Ihnen ja keinen Vorwurf. Sie trinken. Aber halten Sie mir keine Predigt. Bin ich diensttauglich oder nicht?«

Er geht zum Schreibtisch, setzt sich, trommelt mit allen fünf Fingern einen sehr rhythmischen Takt auf die Tischplatte, hebt ein Papier hoch, dann das nächste. Er muss offensichtlich über sich nachdenken. Oder über mich. Vielleicht muss ich noch ein Holz nachlegen.

»Wie viele von den Menschen, die zu Ihnen kommen, trinken zu viel Alkohol oder sind Alkoholiker oder mussten in den Entzug? Also ich kenne da einige Kollegen ...«

»Ja, schon gut. Vergessen Sie's. Ziehen Sie sich wieder an.« Ich ziehe mich wieder an. Er füllt einen Wisch aus, drückt einen Stempel samt Unterschrift drauf. *Diensttauglich. Keine Bedenken.*

»Kann ich gehen?«

»Ja.«

»Danke, Doc. Noch einen schönen Tag.«

Ostern ist das Fest der Päckchen. Von den hiesigen Versandhäusern, derer drei es in Pforzheim gibt, werden massenweise diese Tüten in die Republik versandt. Was ist drin? Einzelne Kleidungsstücke in der Regel. Ein schwarzes Shirt mit weißem, silbernem oder goldenem Glitzer drauf. Oder umgekehrt. Meist sind die Leute zu optimistisch, was die Selbsteinschätzung ihrer Körperfülle angeht. Jogginghosen und Leggings sind der große Renner. Die Empfänger wohnen nicht etwa im abgelegenen Bayrischen Wald, eher in den Städten. Als gäbe es dort keine Klamottenläden. Aber vielleicht trauen sie sich nicht mehr auf die Straße. Nach den Feiertagen führt das zu einer Flut an Rücksendungen. Ins Gleis passen vier reguläre Güterwaggons. Oder zwei Transwaggons, ‚Überlange‘ wie es im Postjargon heißt. Es ist Sonntag, der 26. April 1987 und der Rangierer sagt, wir sollen uns beeilen, denn er hätte noch ein paar Überraschungen. Auf dem Wartegleis stünden noch zwanzig Waggons, davon sechs Überlange. Sein Grinsen ist breit.

»Du willst aber noch mal Export bei mir kaufen, oder?«, fragt Richard.
»Kannst du die nicht auf ein Totgleis schieben?«

»Keine Chance. Ich brauche die Waggons für Kornwestheim.«

Ich rechne. Zwei Überlange stehen im Gleis, 88 Behälter. Sechs Überlange draußen, 264 Behälter, vierzehn reguläre mit je 24 Behältern, macht summa summarum 688 Behälter. Und die höchstwahrscheinlich voller Päckchen, Rückware. Vor die Behälter sind Gummischürzen gespannt, damit die kleinen Dinger nicht rausfallen. Wenn sie zu zwei Drittel gefüllt sind, bis zum Ende der Seitenschalen, dann haben wir tausende von Päckchen vor uns. Von drei Versandhäusern.

»Hat von Karlsruhe oder Mannheim niemand angerufen, wie viele Waggons da kommen?« Richard kratzt sich den Hinterkopf.

»Nein«, sagt der Rangierer. »Hat niemand angerufen.«

»Wir machen Dienst nach Vorschrift. Wir können alle Behälter gar nicht in beiden Hallen und auf der Rampe unterbringen. Wie soll das gehen?«, erklärt Uwe.

Der Rangierer zuckt mit den Schultern. »Heißt das, ihr bekommt die Waggons nicht leer?« Richard nickt. »Genau das heißt es. Zwei Überlange und sechs reguläre. Fertig.«

Der Mann vom Rangierdienst pustet Dreck von seinem Helm, drückt die Sprechtaaste und erklärt dem Fahrdienstleiter die Lage. Der ist tiefenentspannt und sagt ihm, er solle die Waggons auf ein Gleis schieben, um das er sich keine Sorgen machen muss. Raus Richtung Industriegebiet Brötzingen Tal. So geschieht es. Wir beginnen den Kampf gegen die Windmühlen.

Am nächsten Morgen kommt Eberlein. Ein mehr als seltener Gast auf der Rampe. Richard hat um kurz nach fünf den Fahrdienstleiter angerufen, dass weitere vier Waggons gebracht werden können, dann der Aufsicht Bescheid gesagt. Das Zeug muss tagsüber verteilt werden, denn heute Abend kommt die nächste Ladung. Das wurde immerhin von Karlsruhe angekündigt. Eberlein bringt den Mann mit, den ich ihm vor einigen Wochen angekündigt habe. An den Namen kann ich mich nicht mehr erinnern, aber er nickt mir zu.

»Heinrich! Du hast Tag drei, also nachtdienstfrei. Wie wäre es, wenn du heute Abend noch mal kommst? Ich organisiere Rolf-Dieter. Vladimir und vielleicht noch einen Hauptdienst. Wie viele Verteilstellen können wir aufbauen?«

»Sechs«, sagt Richard. »Mehr macht keinen Sinn.«

»Wir müssen das Zeug auch ins Postamt bringen. Also muss ein Fahrer die Nacht über pendeln«, werfe ich ein.

»Treib ich auf«, versichert Eberlein. »Ich schlage vor, heute um 20 Uhr zu beginnen. Dafür trage ich euch einen Tag Sondernachtdienst ein.«

»Also dann, bis heute Abend um acht. Ich muss jetzt schlafen«, sagt Uwe, nickt mir zu und packt zusammen. Wir gehen. Er zu seinem Auto, ich in die Brezelstube.

Nach dem zweiten Espresso ist die Müdigkeit weg. Menschen die aus Kneipen kommen, treffen Menschen, die jetzt zur Arbeit gehen. Oder in dem Fall Menschen wie ich, die gerade Nachtdienst hinter sich haben. Eine zweite Butterbrezel mit Frischkäse und einen Milchkaffee noch, dann werde ich nach Hause gehen. Seit der zweiten Tasse beobachtet mich ein Kerl vom rechten Stehtisch am Fenster. Und ich ihn. Taxiert er mich, um zu sehen, ob da was zu holen ist? Geld? Schmuck? Nichts von alledem habe ich bei mir. Meist steckt ein Zwanziger in der Hose, wenn ich Dienst habe. Für Notfälle. Schmuck befindet sich nicht in meinem Besitz. Es lohnt sich also nicht mich auszurauben. Als ich die Brezel zur Hälfte aufgegessen habe, drückt er sich vom Tisch weg und kommt. Den Blick immer an mich geheftet. Er müsste bewaffnet sein oder sonstwie trainiert, um mir gefährlich werden zu können. Seine ein Meter siebzig und sicher noch nicht mal 60 Kilo gegen meine ein Meter neunzig und 90 Kilo. Doch er stellt sich nur schweigend mir gegenüber vor den Tisch, überfliegt kurz, was drauf liegt, dann starrt er mich wieder an. Die Wangen sind kleinen Dellen gleich nach innen geformt. Eventuell hat er noch Hunger. Warum der Blick? Aus einem Wust an Bildern taucht genau dieser Blick auf. Oder besser: diese Augen. Die schwarzen, grundlosen Augen.

»Heinrich?« Wieso kennt der Kerl meinen Namen? »Du bist es doch, oder?«

»Das ist mein Name, ja. Aber ob ich es bin, den du meinst, das weiß ich nicht.«

»Erkennst du mich?«

Ich muss tief einatmen, die Nase kratzen. Also das Bild in meinem Kopf ist schon sehr alt. »Hilf mir auf die Sprünge. Sollte ich dich kennen?«

»Solltest du, ja. Wir waren mal ... ja, was waren wir denn mal ...« Die Stimme hilft, den Nebel zu lichten und seinem Gesicht eine Bedeutung zu geben.

»Alexander?«

»Also doch noch erkannt.«

Eine Bilderflut bricht hervor. Der Damm bricht. »Scheiße ... Alexander ...« Ich habe keine Ahnung, was ich sagen soll, denn der Mann vor mir hat mit dem Alexander von früher nichts zu tun. Eingefallene Wangen, leichte Ringe unter den Augen, die Haare verfilzt, Fingernägel völlig zerkaut. Aber er lächelt. »Möchtest du einen Kaffee? Eine Brezel?«

»Gerne.« Das war prompt. Besser, ich hole drei Laugenbrötchen mit Käse und Lyoner drauf.

»Bin gleich wieder da.« Der Bäcker belegt eine neue Ladung und die ersten drei noch sehr warmen Stücke bekomme ich. Der Käse wird weich zwischen den Hälften, was immer besonders gut schmeckt. Ich stelle alles vor Alexander auf den Tisch.

»Kaffee ist schwarz. Sorry, ich hätte dich fragen sollen. Aber hier sind Kondensmilch und Zucker. Und die Brötchen.« Alexanders Blick ist der eines Kindes, das nach dem Klingeln der Glocke ins Wohnzimmer geht, um zu sehen, was der Weihnachtsmann gebracht hat. Ein mächtiger Biss und die

Hälfte des ersten Brötchens ist weg. Kauend sagt er was, das ich erst nicht verstehe.

»Wie?«

»Kann ich bei dir schlafen?«

Die Zeitschaltuhr aktiviert Verstärker und Radio. SWF3 Nachmittagsprogramm. Auf dem zweiten Kissen sehe ich Silvias Kopf liegen, dann kommt ABBA und das Bild verblasst. Ich beuge mich rüber und rieche daran. Den Bezug werde ich nicht mehr waschen, das steht fest. Ein Räuspern, ich drehe den Kopf, muss zweimal hinsehen. Tatsächlich, Alexander steht im Türrahmen und mir dämmert, was heute Morgen alles gelaufen ist. Mit acht Jahren habe ich ihn das letzte Mal gesehen. Die ersten beiden Schuljahre haben wir nebeneinander gebüffelt, geschwiegen und gelacht, dann bin ich weg. Damals war er ein kräftiges Kerlchen, jetzt ein Schatten in dünnem Körper.

»Hallo Heinrich, soll ich dir einen Kaffee machen?«

»Mach mal, ich komme gleich.«

Er lächelt ein Honigkuchenpferdlächeln und entschwindet in die Küche. Idiotische Frage, aber warum habe ich ihn mit zu mir genommen? Klar, hat er ja dann gesagt. Dass er wieder nach Pforzheim gekommen ist, aber noch keine Wohnung hat, keine Arbeit, er sich hier um den Sohn kümmern möchte, seine Ex ihn aber gar nicht sehen will. Ich stehe auf und gehe duschen. Unterm warmen Wasserstrahl flitzen Namen, Gesichter und Situationen durch meinen Kopf. Silvia und Sara und Alexander, Silvias Onkel, der trottelige Bruder ... und Missbrauch. Nichts bekomme ich wirklich zu fassen. Wäre ich Esoteriker, würde ich sagen, eines meiner Chakren hatte einen schweren Unfall, die Karten liegen schlecht oder

Jupiter hat seine Bahn verlassen. Deswegen rasiere ich mich lieber nicht. In Unterhose gehe ich in die Küche. Alexander versucht sich noch an der Kaffeemaschine. Er dreht kurz den Kopf und wird rot.

»Hast du nicht so eine italienische Kaffeekanne?«

»Doch. Im Schrank über dir.«

»Ah ...«

Er schafft es nicht, die obere Hälfte aufzudrehen. Ich nehme ihm die Kanne ab, öffne und fülle Wasser in den Boden. Alexander zittert. Nur die Hände.

»Setz dich, Alex. Du bist mein Gast. Lass mich das machen. Hinter dir im Regal ist Toastbrot. Ich muss was essen.«

»Kann ich von dir eine Zigarette haben?«

»Null Problemo. Guck mal im Brotkasten. Da sind Luckys. Nimm dir ne Schachtel.«

»Super, vielen Dank.« Einer Springfeder ähnlich, tut er einen gewaltigen Schritt auf den Fenstersims zu, öffnet den Brotkorb und fingert eine Schachtel aus der Packung. Im Nu hat er die Folie weggerissen, geöffnet und eine brennende Kippe im Mund. Heftig zieht er daran. Dann wird er ruhiger und sieht mich an. Ab und zu drehe ich den Kopf, lächle, stelle Butter auf den Tisch, Marmelade, Honig.

»Heinrich? Würde es dir etwas ausmachen, Hose und T-Shirt anzuziehen?«

Die Frage lässt mich ratlos sein Gesicht mustern. Die Kippe glüht, er pustet den Rauch seitwärts, die eingefallenen Wangen wirken dunkler als heute Morgen. Dann geht mir ein Licht auf. »Okay, mach ich.«

Hose, T-Shirt, dazu Socken, Turnschuhe, Deo und Davidoff am Körper, streiche ich Butter aufs Toastbrot, schmiere Marmelade drauf und schlürfe einen Schluck Espresso. Alexander raucht. Es muss die dritte Zigarette sein. »Wenn du duschen willst, tu dir keinen Zwang an. Allerdings hast du keine Kleider. Sehe ich das richtig?«

»Sind noch im Bahnhof. Schließfach 143. Ich wusste ja nicht, wo unterkommen. Hab schon alte Kumpels angerufen, aber naja ...«

Ich lege das Marmeladentost auf sein Brettchen. »Iss was. Ohne geht nicht.«

»Klar ...«

Auf das zweite Toast lege ich Käse und Schinken, beiße ab und schüttle den Kopf während ich kaue. Etwas läuft schief in meinem Leben.

»Du brauchst eine Wohnung. Ohne Adresse kein Arbeitsamt, keine Sozialhilfe. Kein Geld.« Er nickt. Ich ahne, dass er ohne zu überlegen an einen Abgrund getreten ist.

»Du sagst, deine Frau und dein Sohn. Wann hast du geheiratet?«

»Vor fünf Jahren.«

»Vor fünf Jahren? Mann, Alex, wir sind erst 25! Wie alt ist deine Frau?«

»Zwei Jahre jünger.«

»Und dein Sohn?«

»Ist jetzt drei.« Sein Blick wird unstet, wandert durch die Küche, bleibt an mir hängen. »Du kannst mich alles Fragen. Ich vertraue dir. Hab ich schon immer.«

»Danke. Aber wir haben uns bisschen über fünfzehn Jahre nicht gesehen. Ich war in Köln. Und du? Was hast du gemacht?«

»Ein Kind.«

»Okay ... wie heißt er denn, dein Sohn?«

»Marc.«

»Marc ... gefällt mir.«

Alex bringt ein schmales Lächeln zuwege. Sein Zittern wird intensiver. Was tun? Ich lehne mich weit zurück. Das Holz drückt ins Kreuz. Es tut weh. Dann stehe ich auf und gehe in den Flur. Mein blaues Telefon, Silvia ruft nicht an. Niemand ruft an. Mir bleibt nichts anderes übrig. Ich wähle die Nummer des Vermieters, erkläre die Lage. Maximal acht Wochen, bis eine Wohnung und Arbeit gefunden ist, klar, doppelte Miete. Die kann ich übernehmen, kein Problem. Er ist einverstanden und ich lege auf. Alexander weint. Leise, damit ich es im Flur nicht höre. Ich sollte im Schließfach seine Kleider holen.

»Alexander, ich muss zum Dienst. Morgen früh gegen sieben bin ich wieder zurück.«

»Ist gut.«

»Kann ich dich allein lassen, ohne dass du ins Wasser gehst?«

»Ich schlafe einfach, leg mich hin. Fernseher hast du keinen, nicht wahr?«

»Nein, du kannst dir 600 Schallplatten anhören, aber Fernseher ist mir egal.« Mir kommt ein Gedanke. »Warte ...« Aus der Schreibtischschublade nehme ich einen Stapel Blätter und lege sie auf den Couchtisch. »Hier! Gedichte. Lies sie oder schau mein Bücherregal durch. Eine Menge Zeug.«

»Wow! Du schreibst Gedichte?«

»Ich muss jetzt. Fackel mir nicht die Bude ab.«

Schmales Lächeln. Ich nicke und gehe. Dieses Mal fahre ich mit dem Opel. Bin ich schneller wieder zuhause, falls die Feuerwehr sich meldet oder der Notarzt. Mit dem Schließen der Fahrtür wird es still. Unheimlich. Die Welt mit allem Lärm verschwindet. Nur die vier unsichtbaren Ochsen haben

sie wieder an Arme und Beine gekettet und versuchen mich zu vierteilen. Silvia aus mir herauszureißen. Aber ich will sie nicht hergeben. Um Gottes willen, ich muss unbedingt noch Southern Comfort kaufen ...

Es dauert nur eine knappe Stunde, dann schmerzen beide Augen. Kleinen Krämpfen nicht unähnlich. Als sie die nächsten Waggon bringen, baue ich eine Verteilstation im Freien auf. Zwar ist es recht kühl, aber dauernde Bewegung und schnelles Arbeiten lassen mich im Nu schwitzen. Richard und Vladimir verteilen in der kleinen Halle, Uwe und Rodi in der großen, ich stehe auf der Rampe. Hoffentlich macht Alexander keinen Blödsinn ... und es ist gut möglich, dass Silvia schon eine andere Beziehung hat ... aber wieso Beziehung? Hatten wir überhaupt eine Beziehung? Oder war ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort ... bis sie den Ort wieder wechselte. Uwe pfeift. Ich sehe auf die Uhr. Kurz vor zwölf. Aus der Hosentasche ziehe ich die Laufzettel. Zwanzig Stück. Zu wenig.

»Was ist, Uwe?«

»Komm mal, bitte!«

Okay, Zeit für eine Zigarette. In der Halle setze ich mich mit dem Gesicht zur Wand. Bloss nicht ins Neonlicht schauen. Eine grelle Welt. Uwe kommt hinter den Behältern hervor, blickt sich um.

»Rodi ist weg.«

»Wohin weg?«

»Keine Ahnung. Er hat vielleicht eine der Seitentüren genommen. Krieg ich ja nicht mit im Verteilwahn.«

»Gesagt hat er nix?«

»Nee, ist klammheimlich abgerückt.«

»Ich geh mal rüber zu Richard«, sage ich und stehe auf. »Lass uns Pause machen. Hab eh keinen Bock mehr.« Uwe nickt, holt eine Tupperdose aus seiner Adidas-Sporttasche. Ich mache mich auf den Weg.

Richard singt einen Schlager. Schöne Frauen auf Rhodos. »Kollege kann nicht singen«, merkt Vladimir an.

»Aber Kollege interessiert das nicht«, erwidert Richard.

»Rodi ist weg. War er bei euch?«

Richard stemmt beide Fäuste in die Hüften. »Bei uns nicht, nein.«

»Vielleicht haste es nicht gemerkt? Oder er ist durch die Seitentür und ab in den Keller, ne Runde schlafen.«

»Mann, Heinrich, meinst du vielleicht, ich bin doof?«

»Schau ich nach«, erklärt Vladimir, steigt die Treppe runter, ruft Rodis Namen, dann kommt er wieder hoch. »Niemand. Dusche leer, Toilette leer.«

Richard zuckt mit den Schultern. »Dann ist er zu seiner Klara. Die kraut seine Eier.«

»Eier sind Eier, Arbeit ist Arbeit«, weiß Vladimir. Kopfschüttelnd drehe ich mich um.

»Machen wir Pause. Die Behälter gehen uns nicht aus.« Es wird laut, als ich wieder draußen bin. Ein Kesselwagenzug Richtung Westen. Zwei Lokomotiven. Und aus Karlsruhe rollende Landstraße, Lastwagen auf Tiefladewaggons, am Ende ein Personenwagen für die Fahrer. Richtung Brenner oder Tauern. Richard stellt sich neben mich, die Tasche über der Schulter.

»Was ist? Philosophieren?«

»Philosophieren hilft nicht bei der Post.«

»Hast recht. Komm.«

In der großen Halle sitzt lediglich Uwe. Ich lege einen Sack über meinen Kopf, die Augen verschattet. Kein Neonlicht. Ein Glas Southern vertreibt die wilden Gedanken und klären den Kopf wie ein Sieb die Gemüsebrühe. Alexander bringe ich niemals hier unter. Nicht in dem Zustand. Und wo ist Rodi hin verschwunden? Er wird keinen Fuß auf den Boden bekommen hier.

»Hast du schon in der Umkleide nachgesehen?« Uwe kaut, Richard stupst ihn an.

»Was?«

»Warst du in der Umkleide?«

»Nee, da sind wir nie. Da unten funktioniert doch kein Licht, habe ich gedacht.«

»Ich geh mal runter«, sage ich und stehe auf. »Gib mal bitte deine Taschenlampe, Richard.« Er zieht die Maglite aus der Tasche. »Bin gleich wieder da.«

Zwischen den Behältern hindurch, ans Ende der Halle. Linker Hand ist der Abgang in den Keller. Unten gibt es Duschen, Spindräume, Toiletten, ein Aufenthaltsraum, aber in meiner Zeit ist nie jemand hier runter, weil dauernd die Birnen durchbrennen. Das ist der Grund, warum alles recht neu aussieht. Nur der Staub liegt überall. Und frische Fußspuren sind zu sehen. Ich leuchte in die Herrentoilette. Der Gestank treibt mich zurück. Egal, jemand ist da drin. Aus einer Kabine ragen Beine, vom Knie abwärts. Etwas verrenkt.

»Rodi?« Nichts. »Rolf-Dieter?« Keine Antwort. Langsam nähere ich mich der hinteren WC-Kabine, luge ums Eck der Trennwand. Da liegt er. Eine Hand im Inhalt der Schüssel, der aus Erbrochenem besteht. Mit der rechten Hand hat er den Papierhalter abgerissen, er blutet am Kopf und eine Flasche Wodka liegt unter dem Spülkasten. Leer. Auf seine Körperteile achtend, bücke ich mich über ihn, lege zwei Finger an den Hals. Er lebt immerhin.

Allerdings ist der Strom an Blut hellrot, also läuft es noch. Den Strahl der Maglite richte ich auf Rodis geschlossene Augen. Sie zucken. Ich hole die Kollegen.

Es ist nicht leicht, Rodi mit Uwe zusammen in den dritten Stock zu hieven. Er hat die Körperspannung eines nassen Sacks. Immerhin hat er sich nicht noch einmal übergeben, vor allem nicht im Opel. Das hätte mir noch gefehlt.

»Legen wir ihn auf die Couch. Ins Bett kotzen ist irgendwie ekelhaft«, schlägt Uwe vor.

»Hervorragende Idee.«

Rodi liegt. Seitenlage. Wenn er sich übergibt, platscht es auf den Teppich. Die Wohnung hat er sicher möbliert gemietet. Gelsenkirchener Barock überall. Vom Teppich bis zur Tapete. Hier würde ich eingehen wie eine Primel in der Wüste. Auf der Anrichte vier Fotos. Unschärf, schlecht belichtet, aber eindeutig Rodi mit Klara im Arm, Klara auf Rodis Schultern, Klaras Zunge an Rodis Wange und mit einer Hand in seinem Schritt. Ich tippe Uwe auf die Schulter und nicke zur Anrichte.

»Das könnte der Grund für das Fiasko sein.«

»Würde ich auch sagen. Was sagen wir der Aufsicht?«

Ich überlege, suche ein Stück Papier und schreibe drauf: *„Rodi, guten Morgen. Wir sagen, du bist mit Fieber nach Hause. Geh zum Doc und hol dir einen Krankenschein für drei Tage. Gruß Heinrich und Uwe.“*

»Lass uns gehen«, sagt Uwe. »Hier krieg ich nur Depressionen.«

Kapitel 19

Hoffnung und Illusion

Die Wohnung sieht noch so aus, wie ich sie verlassen habe. Alexander liegt auf der Couch und schläft. Ein oder zwei Kaffee werden helfen, wieder runterzukommen. Nichts auf dem Anrufbeantworter. Auf dem Kalender ist mein nächster Urlaub angekreuzt. Noch vier Wochen. Es blubbert, zischt, das Aufwachgetränk ist fertig. Alexander kommt in die Küche. Nun ist er es, der nur eine Unterhose an sich hat, den Stuhl zum Fenster schiebt und sich setzt. Narben auf beiden Unter- und Oberarmen, seitlich am Brustkorb, unregelmäßig verheilt, in seltsamen Zickzack-Linien.

»Auch einen Kaffee?«

»Mh.«

»Warum hast du geheiratet, wenn du Männer magst?«

»Sie wurde schwanger.«

»Also du magst Männer und hast mit ihr geschlafen.«

»Manchmal mag ich auch Frauen. Wenn sie ein bisschen wie Männer sind.«

»Aber sie mag nur Männer, die auf Frauen stehen.«

»Ich glaube, das wäre ihr egal. Sie mag aber niemand, der sich bei allem, was er tut, unsicher ist, keine Verantwortung übernehmen will, keine fertige Ausbildung hat und jede Chance darauf durch Dämlichkeit in den Sand setzt.« Ich schenke eine Tasse voll und stelle sie vor Alexander. Der trinkt einfach. Ich erwarte einen Schrei, aber die Temperatur macht ihm wohl nichts aus. »Danke, Heinrich.«

»Gerne.« Mit dem Schneebesen schlage ich Milch schaumig, gieße ihn in eine große Tasse und fülle mit Kaffee auf. »Und was ist jetzt anders?«

Langsam einen Löffel Zucker einrühren und genießen. Schmeckt wunderbar. Alexander blickt mich über den Tassenrand hinweg an, überlegt an seiner Antwort. Was ist jetzt anders? Warum ist er hier?

»Ich wäre beinahe gestorben.«

»Wie?« Im Stillen wiederhole ich den Satz. Ich wäre beinahe gestorben. Er stellt die Tasse ab, drückt beide Armgelenke nach außen und hebt sie über den Kopf. »Eine der Rasierklingen war dreckig. Sepsis. Grad noch geschafft.«

»Wärst du gerne gestorben?«

Nur der Blick. Ich erinnere mich an den Blick. Wenn ich ihn besucht habe, nachmittags nach der Schule und wir gerade noch seinem prügelnden Vater entkamen, der alles an seiner Mutter ausließ. Der kleine Bruder klebte zwischen und an uns. So saßen wir auf dem Spielplatz und hofften, die großen Jungs würden nicht kommen, um Schlimmeres mit uns zu tun, als nur nach Lust und Laune zu verprügeln.

»Wäre ich gerne.«

»Was hat dich davon abgehalten?«

»Das Bild von Marc in meinem Kopf. Dann habe ich mich gesehen und Erik, du erinnerst dich an meinen kleinen Bruder?«

»Als wäre es gestern gewesen.«

»Erik lebt nicht mehr.«

Ich frage nicht nach dem Wie und Warum. Alexander weint. Der Kopf wird zu schwer und sinkt auf den Tisch. Ein paar Mal haut er die Stirn aufs Holz. Es war ein Fehler, Köln zu verlassen und wieder herzukommen. In die Finsternis.

Die Flügeltüren des Arbeitsamts schließen sich mit einem vernehmbaren Klicken. Vor uns die Luisenstraße, vierspurig, kein Grün, 50er-Jahre-Bauten, Verkehr bis zum Abwinken. Ein Konto haben wir zuvor angelegt, hundert Mark eingezahlt. Kleine Schritte. Mein Vermieter hat angerufen. Auf dem Rodrücken und in der Nordstadt besitzt er noch Häuser, in der Blücherstraße. Dorthin gehen wir jetzt. Zwei Zimmer, kleines Bad, kleine Küche, knapp 50 Quadratmeter. Nur 270 Mark Miete. Nicht die beste Wohngegend.

»Ich schreibe alles auf, was du für mich aus gibst, Heinrich.«

»Vergiss es, Alexander. Denk nicht mehr dran.«

»Wie soll ich da nicht dran denken?«

»Na, indem du es einfach vergisst? Du schuldest mir nichts. Ist nur Geld. Mehr nicht.«

In der Jet kaufe ich ein Päckchen Schwarze Hand, Blättchen und ein Feuerzeug, dazu zwei Dosen Cola, gebe eine Alexander. Über die Güterstraße schlendern wir zur Christophallee, an der Bahn entlang. Ich zeige ihm, wo meine Dienststelle ist.

»Siehst du die Rampe und die beiden Hallen da drüben?«

»Seh ich.«

»Da verdiene ich mein Geld.«

»Das gehört der Post?«

»Ja.«

»Meinst du, ich könnte dort unterkommen?«

»Das meine ich, ja. Aber du solltest erst wieder ein bisschen fitter werden, körperlich meine ich. Das ist nicht die einfachste Arbeit. Jede Semesterferien kommen Studenten, die wenigsten bleiben länger als zwei Wochen und suchen sich dann andere Arbeit. Es ist durchaus mal ruhig,

aber dann kommen drei oder vier Stunden, da weißt du nicht, wo dir der Kopf steht. Und selbst als Zusteller musst du ziemlich fit sein. Treppe hoch, Treppe runter, schwere Pakete, Kataloge oder kilometerweit laufen mit den Briefen ...«

»Schon gut, Heinrich. Hab's verstanden.«

Ich lege den Arm um Alex' Schulter. »Ist vielleicht mein Fehler. Ich seh immer noch den kleinen Alexander neben mir. Tut mir leid. Du wirst das packen bei der Post, aber gib dir noch ein bisschen Zeit, okay?«

»Okay. Aber was dann?«

»Zuerst die Wohnung. Dann paar Möbel. Wir fahren zur Caritas ins Möbellager. Kleider, Kühlschrank, Normalität aufbauen, du weißt, was ich meine?«

»Ich weiß, was du meinst. Aber ...«

»Kein ‚Aber‘.«

»Aber es kann sein, dass ich mich in dich verliebe ...«

Ich seufze unwillkürlich. Daran habe ich auch schon gedacht. Immerhin ist da jemand, der sich in mich verliebt.

»Erinnerst du dich an die erste Ferienwoche nach der zweiten Klasse?«

»Ich glaube nicht.«

»Du warst bei mir und hast gesehen, das wir packen. Dein Gesicht werde ich nicht vergessen. Als würde ein Astronaut da oben im einsamen All zugucken, wie die Erde unter ihm auseinanderbricht. Keine Heimat mehr. Alle Freunde tot.«

»Ja«, er schnieft. »Kann sein, dass ich mich wieder erinnere ...«

»Mich hat niemand gefragt, ob ich umziehen will. Ich wollte nicht. Nicht ohne dich. Das habe ich mir nie verziehen, dich zurückgelassen zu haben,

zwischen den Fäusten und der sinnlosen Wut deines Vaters. Jahrelang ein schlechtes Gewissen. Selbst heute ab und zu.«

»Und ich war lange wütend auf dich.«

»Jetzt starten wir den zweiten Versuch.«

Der Stadtbus hupt, Linie 9, ein Autofahrer schneidet ihn und der Busfahrer gestikuliert wild. Wir warten an der Ampel Christophallee.

Eine kleine, aber feine Wohnung. Fünfter Stock. Das hält fit. Neue Gasetagenheizung, meinem Vermieter ist nur wichtig, dass alles seinen normalen Gang geht und er keinen Ärger hat. Ich versprach ihm, mich darum zu kümmern. Also den Mietvertrag durchlesen, unterschreiben, die ersten Mieten werde ich überweisen. Anmeldung bei den Stadtwerken übernimmt er. Einwohnermeldeamt und die Meldebescheinigung zum Arbeitsamt tragen, ein Klingelschild, eine Telefonnummer samt Apparat, das werden wir morgen erledigen. Die Übergabe ist gelungen. Alexander formt langsam eine Faust um den Schlüsselbund. Etwas Besonderes. Er lächelt.

Langes Wochenende. Dienstbeginn erst wieder am Montagabend zur Nacht. Für einen Kasten Export haben Uwe und Klaus mir geholfen, Kühlschrank und andere Möbel in den fünften Stock zu tragen. Alexanders eingefallene Wangen verschwinden jeden Tag ein Stück mehr. Er legt an Gewicht zu. Kurz habe ich überlegt, ihn einzupacken, denn ich sitze im Opel, es ist Freitagnachmittag und mein Ziel steht fest: Friedrichshafen. Ich muss dort hin. Komme was wolle. Weil ich jedoch mit allem rechne, lasse ich Alexander lieber in Ruhe. Übers Wochenende besuche ich jemand, am Montagmorgen bin ich wieder zurück, so habe ich es erklärt. Es hatte den

Anschein, als käme er gut allein zurecht. Zudem hat er von einem Job angefangen zu reden, sich aber noch zurückgehalten. Ein guter Job, nicht schwer und das Geld würde mehr als stimmen. Krisensicher. Wir haben uns umarmt, fester als mir lieb war.

Ohne Pause geht es durch nach Süden. Mit jedem Kilometer wächst die Unruhe. Mal könnte ich heulen, mal himmelhochjauchzend Schlangenlinien fahren. Ich bin wie die Wolken am Himmel, die ab und zu die Sonne verdecken, mal schwer und grau, dann watteweiß, doch wieder und wieder räumen sie den Weg fürs Licht der Sonne und ich bin voller Zuversicht. Der Opel ist nicht der Schnellste, aber ich wette, für die Strecke habe ich mit dieser Wagenklasse eine Rekordzeit aufgestellt. Silvia muss mir unbedingt ihre Telefonnummer geben. Heute Abend werden wir Essen gehen. Chinesisch, das fände ich gut. Oder einen Spanier, falls es das in Friedrichshafen gibt. Es gilt, wachsam zu sein, die Kontrolle zu behalten, denn Vorfreude kann durchaus meine Fahrfähigkeiten beeinflussen. Zu schnell, zu leichtsinnig ... doch dann stehe ich vor dem Haus. Motor aus und beobachten. Was ich immer tue. Erst einmal alles in Ruhe sondieren. Geht jemand raus oder rein, brennt Licht? Bewegung hinter den Scheiben? Nach einer Zigarette steige ich aus, quere die Straße und bin überrascht, immer noch kein Klingelschild vorzufinden, drücke aber. Eine weitere Zigarette. Ein zweites Mal klingeln. Wesentlich länger. Nichts.

Sie ist einkaufen, muss länger arbeiten vielleicht? Wenn es eine große Firma ist und sie Vertragsrecht unter sich hat, kann es durchaus nötig sein, einen Kunden zu besuchen. Egal, zur Not warte ich bis Sonntag. Also wieder zum Auto, Lehne nach hinten und Musik hören. Hin und wieder hebe ich den Kopf und beobachte genau die beiden Fenster. Nichts. Bald

kommen die Menschen nach Hause, freuen sich aufs Wochenende, gehen noch schnell einkaufen, machen sich bereit für Kino oder Restaurant. Ich döse ein, so gegen halbsieben. Die Musik ist aus. Batteriestrom sparen.

Es klopft. Ich schrecke hoch. Bald halbzehn zeigt die Uhr. Vor dem Glas eine älterer Mann, Leine in der Hand. Ich schraube die Lehne hoch, kurbel die Scheibe runter.

»Junger Mann, hab ich sie geweckt?«

»Egal.«

»Seit heute Nachmittag sehe ich Sie hier stehen. Sie haben bei dem jungen Fräulein geklingelt, nicht wahr?«

»Ja, Frau Ketterer.«

Er zieht an der Leine. Eine Dackel wird sichtbar, der unbedingt weiterlaufen will.

»Die wohnt seit drei Wochen nicht mehr hier. Ist ausgezogen.«

»Ausgezogen?«

»Ja, aber fragen Sie nicht, wohin. Das weiß ich nicht. Aber sie hat ihre frischen Lebensmittel mir überlassen. Ein freundliches Ding.«

»Ja, das ist sie. Sehr freundlich. Wissen Sie, in welcher Firma sie gearbeitet hat?«

»Also, das weiß ich beim besten Willen nicht. Aber das Fräulein war immer fein angezogen. Vielleicht bei Dornier oder der ZF, aber das ist nur geraten.«

»Na gut, vielen Dank.«

Er hebt die Hand an die Stirn und dackelt weiter mit dem Hund, dreht sich noch einmal um, dann verschwindet er um die Hecke. Das ist fatal. Einfach weg. Eine andere Wohnung gefunden vielleicht? Größer, schöner? Wie soll

ich sie denn jetzt finden? Dornier oder ZF? Das klingt durchaus nach ihren Fähigkeiten. Guten Tag, arbeitet eine Silvia Ketterer bei Ihnen? Moment, ich schau nach. Ah ja, hier. Soll ich sie rufen?

Das ist lächerlich. Ich mache mich lächerlich. Und werde wütend. Bin ich nichts? Seufzend starte ich den Motor und fahre zu Norma auf den Parkplatz, steige aus und gehe direkt in die Kneipe Zum Seeblick. Schon beim Öffnen der Tür ist klar, dass es kaum Platz geben wird. Alles Strandgut hat sich bereits eingefunden und ich manövriere durch die Gestalten. Sara steht an der Zapfanlage und schwitzt, entdeckt mich. Ein Strahlen entsteht in ihrem Gesicht. Endlich mal jemand, der sich freut und nicht umgezogen ist. Sie greift an den Hosenbund, gibt mir den Schlüssel.

»In einer Stunde kommt meine Cousine. Kannst du warten? Mach es dir gemütlich.«

»Kein Problem.«

Ich steige die Treppe hoch zur Dachgeschosswohnung. Kein Nebel heute. Der Bodensee schillert in den Lichtern der Promenade. Alles in der Wohnung ist so, wie ich es in Erinnerung habe.

Diese Stunde verbringe ich liegend auf der Couch. Saras Decke ist faszinierend. Einfach weiß. Raufaser mit Farbe. Struktur, ein Lampenanschluss, an dem eine Art IKEA-Kronleuchter hängt. Fünf Fassungen, aber nur drei Birnen. Auf dem Beistelltisch steht das Telefon. Ich rufe Alexander an, der sofort abhebt.

»Servus, Alexander, alles klar bei dir?«

»Heinrich! Ja, alles klar. Hab gerade Spiegelei gemacht. Ziemlich spät, ich weiß, aber ich wollte am eigenen Herd in meiner Pfanne Spiegelei braten.«

»Sind sie gelungen?«

»Oben ja, finde ich. Unten knusprig dunkelbraun.«

»Zu viel Temperatur. Bring die Pfanne auf Temperatur, ohne dass das Öl raucht, dann dreh zurück auf anderthalb. Dann die Eier rein.«

»Was du alles weißt ...«

»Ausprobieren.«

»Bist du bei diesem Jemand?«

»Ja, wir trinken gleich ein Bierchen.«

»Junge oder Mädchen?«

»Junge. Alter Zivikumpel. Wollte ich mal wiedersehen, ist schon alles so lange her.«

»Okay, danke für deinen Anruf. Das bedeutet mir viel. Wir sehen uns am Montag.«

»Kopf oben halten, Alexander.«

»Du auch.«

Wir legen auf. Kopf oben halten. Wo immer auch oben ist. Vom Anlügen wird meine Laune jedenfalls nicht besser. Wie komme ich darauf, dass ein Mädchen Alexander einen Stich versetzen würde? Das müsste bei einem Jungen noch viel schlimmer sein ... ich bin verwirrt und möchte mit der bloßen Faust Silvias Bild aus meinem Kopf reißen. Wohin mit der Sehnsucht? Träge stehe ich auf und suche in den Schränken nach einer Flasche und finde Mescal, nehme ein passendes Glas und trinke das erste leer, fülle wieder auf. Zurück auf die Couch. Es klopft. Mit dem Glas in der Hand öffne ich. Sara entdeckt es, nimmt es mir aus der Hand, stellt es auf der Gaderobe ab und springt mich an. Sie klammert mit Händen und Beinen. Mehr als 50 Kilo wiegt sie nicht. Wir drehen uns ins Wohnzimmer.

»Du hast mich nicht vergessen. Und ich dich auch nicht. Dass du hier bist, heißt aber, etwas ist schiefgegangen und ich bin nicht sicher, ob ich das

glattbügeln kann.«

»Kannst du auch nicht.«

»Dann bin ich nur für die Lücke in deinem Herzen da?«

»Ich habe auf nichts eine Antwort, Sara. Wenn es für dich besser ist, dann gehe ich.«

»Nein, nein, geh nicht. Du bist für meine Lücke im Herzen da. Wie lange kannst du bleiben?«

»Bis Sonntag.« Sie legt den Kopf gegen meinen Hals und reibt die Nase an meinem Nacken, küsst die Schulter.

»Das ist wunderbar. Wir kleben uns zwei Tage Pflaster auf alle möglichen Wunden.«

Kapitel 20

Niederlagen

Ich verspreche Sara, bald wieder nach Friedrichshafen zu kommen. In meinem Urlaub. Drei Tage ist die Grenze für ihre Cousine, länger kann sie die Kneipe nicht in Vertretung führen, denn sie muss dann selbst Urlaub nehmen. Zumachen ist völlig unmöglich. Sara braucht jeden Pfennig und der Seeblick ist abends immer gut besucht; was vermutlich auch an ihrem Aussehen liegt. Das einsame Strandgut fühlt sich wohl bei ihr. Jetzt erreiche ich gerade die Rampe. Wieder Nachtdienst. Allerdings ist viel los. Aufsicht, der Spätdienst, ein Rangierer, zwei unserer Kraftfahrer, alle stehen auf der Seite der neuen Halle und kratzen sich den Hinterkopf, verschränken die Arme, lachen herzhaft. Ich stoße dazu und sehe am Beginn des Gleises die dreiachsige Rangierlokomotive. Sie steht auf beiden Gleisen gleichzeitig, ein wenig geneigt. Aus dem Seitenfenster brüllt der Lokführer unflätige Worte zu dem Mann auf den Schwellen, belegt den armen Kerl mit einem enormen Spektrum an Schimpfwörtern.

»Was ist passiert?«

»Weichenantrieb zu früh laufen lassen«, sagt der Rangiermeister.

»Und jetzt?« Die Kollegen amüsieren sich köstlich.

»Nix. Entgleist. Der Kranwagen aus Kornwestheim muss kommen, die Oberleitung wird stromfrei gesetzt. Vor morgen früh werden wir das Leergut nicht aus dem Gleis bekommen.«

»Also Feierabend für heute?«

»Feierabend«, sagt die Aufsicht. »Wir schließen ab. Hallen sind leer, Päckchen alle verteilt. Wir schicken zwei LKWs nach Karlsruhe, die Luftpost fährt mit Hänger nach Frankfurt, lässt ihn in Mannheim und nimmt

ihn auf dem Rückweg wieder mit.« Der Lokführer steigt aus dem Führerstand, schmeißt die Handschuhe aufs Gleis und ist kurz davor, seinem Kollegen eine reinzuhauen. So macht es zumindest den Eindruck. Die Aufsicht schaut mich an.

»Heinrich, kannst du morgen früh den Rodrücken fahren? Kollege ist heute aus dem 508er gefallen. Knie verdreht. Ich schätze, zwei Wochen. Ginge das?«

»Geht. Kein Problem.«

»Und kannst du vorher in der Wertkammer helfen? Zwei Hauptdienste sind ebenfalls krank.«

»Paketkarten verteilen?« Er nickt. »Okay, also morgen um vier Uhr.«

Ich mache, dass ich wegkomme. Noch ein letzter Blick auf die Lokomotive. Oben auf der Brücke steht Publikum. Das Gelächter ist enorm. Zwei Stunden kann ich noch in den Musikkeller.

Kurz vor vier Uhr und der Schädel brummt. Aus zwei Stunden wurden vier und andauernd musste ich Walter erklären, warum die nette Kollegin nicht mehr kommt. Außerdem plant er eine Vernissage samt Lesung. Ich würde den Tag über Freigetränke bekommen. Darauf gab es umgehend einen Handschlag. Jetzt gilt mein erster Gang dem Kaffeeautomat. Es war nicht im Sinne des Dienstrechts, den 508er aus der Kraftpost zu holen, aber ich hoffe einfach darauf, dass die Post nicht angehalten wird. Schließlich haben Polizei und Post hoheitliche Aufgaben. Alle Rolltore sind noch geschlossen. Ich parke kurz davor. Bisher hat noch niemand die Beleuchtung eingeschaltet, nur die Notlichter weisen den Weg und der Kaffeeautomat selbst ist ein Leuchtturm. Ich drücke gleich zwei Becher, kippe sie zusammen und gehe Richtung Wertkammer. Auf halbem Weg torkelt eine

massige Gestalt zwischen den Käfigen der Paketzusteller auf den Gang. Das kann nur Walze sein. Er rülpst, hustet und hält sich am Pfeiler fest.

»Walze? Geht's dir nicht gut?« Keine Antwort, aber er dreht sich, angelehnt an den Pfeiler. Der Atem ist hochentzündlich. »Was ist passiert?«

»Hab Tiere gesehen. Mit Hufen!«

Seine Hände zucken in meine Richtung, greifen die Jacke, er rüttelt mich. Ich bin ziemlich kräftig, aber halten könnte ich ihn nicht. Vielleicht ist es besser, ihn mit seinem Vornamen anzusprechen. »Albert! Ich hole einen Behälter. Da kannst du dich reinsetzen! Okay? Halt dich am Pfeiler fest!« Albert nickt und dreht sich wieder zum Beton. Zügig klappe ich einen der Paketbehälter auf, werfe mehrere Lagen Säcke hinein und rolle ihn neben Albert. Er lässt sich hineinfallen und kann froh sein, dass die Dinger so stabil sind. Mit Mühe bringe ich die Beine darin unter. So fahren wir zur Wertkammer.

»Deinen Schlüssel.«

Es dauert, bis er den Bund aus der Hosentasche gezogen hat. Mit einem halben Dreh öffne ich, die Türen verschwinden in der Wand. Nichts wie hinein. Das Licht geht automatisch an. Neonlicht. Albert stöhnt. Das hat mir gerade noch gefehlt. Der Hauptdienst zwei kommt in einer halben Stunde. Ich schau auf den Plan. Ach ja, fehlt. Fällt aus wegen Krankheit. Ja, klar, deswegen ich. Die Paketkarten ... und die Wertpakete?

»An den Wänden«, sagt Albert. Die Arme beschreiben einen Kreis, offenbar die Wände daheim. »Tiere! Elefanten mit Hörnern und Bären die halbe Menschen sind.«

»Wie zum Henker bist du von Niefern hierher gekommen? Doch nicht mit dem Auto, oder?«

»Immer an den Gleisen lang.« Hat er das gesagt?

»Du bist von Niefern bis hier über den Bahndamm und hast das überlebt?«

»Kann nicht sterben«, sagt er. »Hab doch die Tiere gesehen. Sie wohnen jetzt bei mir.«

»Was ist mit deiner Frau? Soll ich die anrufen?«

»Ist niemand mehr daheim.« Wie in Gelatine gebettet, sinkt er gegen die Rückwand und schnarcht umgehend. Ein Orthopäde bekäme einen Anfall, ich decke ihn mit mehreren Säcken zu, stopfe so gut es geht Material links und rechts zwischen ihn und den Behälter. Und ich hoffe, er muss sich nicht übergeben. Der Espresso ist kalt, ich trinke ihn trotzdem. Im Notfallbuch suche ich die Nummer der Aufsicht. Nach zwanzig Mal klingeln geht endlich jemand ans Telefon. Undeutliches Gemurmel. Ich schildere die Lage. »Scheiße«, kommt klar und deutlich.

»Ich gehe Paketkarten einsammeln und verteilen, aber die Wertpakete müssen gemacht werden.«

»Bin in ner Viertelstunde da.« Er legt auf, ich blicke zu Albert. Er schläft einem Riesenbaby nicht unähnlich tief und fest. Die Dämonen lassen ihn in Ruhe.

Ich bin zufrieden mit mir. Freie und unfreie Paketkarten verteilt, Wertpakete ins Wertbuch eingetragen, alle unterschreiben lassen. Kurz vor acht bin ich zur Ladestation, habe meine Paketkarten schon in der Tasche, stopfe das Auto voll und ab geht es in den Bezirk. Es fühlt sich gut an und die Menschen kennen mich noch. So was wie nach Hause kommen. Hier ein Schwätzchen, da ein Witz. In der Schulze-Delitzsch-Straße steht eine alte Frau in einem der Hauseingänge. Die ganze Häuserzeile Jugendstil. Für diese Adresse hatte ich bisher noch nie etwas. Offenbar keine großen Besteller. Es ist Platz zum Parken, also bleibe ich stehen und sortiere durch.

Nicht zustellbare in Säcke und Kisten. Nur noch sieben Pakete, drei Päckchen und zwei Schmuckkataloge, dann geht es ab nach Hause. Jemand ruft nach mir.

»Hallo, Post?! Hallo, Herr Paketzusteller?!«

Das kann nur die alte Frau sein. Ich luge aus dem Heck. Sie winkt. »Hallo«, erwidere ich und winke zurück. »Hab leider nix für diese Adresse.«

»Kommen Sie doch mal.«

Warum nicht? Es ist genug Zeit. »Guten Tag, Frau ...«

»Rosenbaum.«

»Guten Tag, Frau Rosenbaum. Soll ich ein Paket für Sie mitnehmen?«

Sie kichert. »Aber nein, ich verschicke keine Pakete. Aber Sie haben doch bestimmt etwas für mich, oder?«

»Tut mir leid, nein.«

»Schauen Sie doch noch mal.« Tiefes Durchatmen.

»Kommen Sie, geben Sie mir die Hand. Ich zeige es Ihnen.« Sie hakt sich unter. Langsam trotten wir zum Heck des Wagens. Sie schaut hinein. Ich lege ihre Hand an den Haltegriff. »Gut festhalten.« Mit einem Sprung bin ich drin, zeige ihr den Rest der Sendungen. Frau Rosenbaum nickt.

»Würden Sie mich in die Wohnung bringen? Die Treppen schaffe ich nicht mehr.«

»Klar.« Ich schließe ab und wir gehen sehr langsam hinein, Fuß vor Fuß. Es sind nur vier Stufen zum Hochparterre. Warum die unteren Etagen immer ins Hochparterre gebaut wurden in dieser Architekturphase, ist etwas, das ich noch herausfinden muss.

»Jetzt noch in die Wohnung. Ich habe eine Überraschung für Sie.«

»Gut. Fünf Minuten habe ich Zeit.« Die Überraschung ist ein Gläschen Himbeer-Likör. Wir sitzen in der Küche. Sie hat ihr zweites Gläschen und schenkt mir nach.

»Schmeckt toll. Selbst gemacht?«

»Wenn mir jemand die Früchte und Schnaps bringt, ja, ich mache ihn selbst.« Ich trinke die Nummer zwei. Sie schenkt nach.

»Ich darf doch gar nicht im Dienst, wissen Sie doch.«

»Der lagert sehr lange. Da ist schon viel weg vom Alkohol. Ist also mehr ein Sirup als ein Likör.«

Mir fällt die alte Frau aus der Nebeniusstraße ein. In derselben Sekunde wird mir heiß und kalt. Das hab ich doch glatt vergessen. Das Päckchen samt Gedicht! In Grund und Boden will ich versinken. »Kann ich noch einen haben?«

»Natürlich.« Anstatt einzuschenken, steht sie auf und greift nach einer zweiten Flasche aus der sie eingießt. »Walnuss-Likör. Was ganz Feines.«

Wie hieß die Frau doch gleich? Ja, Mohr. »Danke. Kennen Sie eine Frau Mohr in der Nebeniusstraße?«

»Aber ja. Sie ist vor vier oder fünf Wochen gestorben.«

»Gestorben?«

»Ist wohl in der Wohnung hingefallen. Die meisten von uns verdursten dann. Verdursten ist ein schrecklicher Tod.«

»Scheiße«, rutscht mir raus. Der Walnuss-Likör geht runter wie Öl.

»Noch einen?«

»Gerne.«

»Wo ist Walze?«

»Ham sie ins Krankenhaus gebracht. Delirium tremens. Geflügelte Pferdemenchen und elefantige Nashörner und lauter so Zeug.«

Ich atme tief durch. Fisch hat eine Flasche Export in der Hand, setzt an und trinkt sie leer. In meinem Kopf kreisen die Liköre. Göttliche Getränke. Aber brandgefährlich. Die Süße versteckt den Alkohol. »Hast du noch von deiner Cola hier?«

»Klar.« Er greift in den kleinen Kühlschrank unterm Schreibtisch, entnimmt eine Dose. »Mit oder ohne?«

»Ohne, bitte. Ich brauche einen klaren Kopf.«

Wir sitzen in der Wertkammer. Die meisten Zusteller sind noch draußen. Es klingelt. Fisch steht auf, kontrolliert das Fenster, dann öffnet er. Rodi kommt herein, sieht mich und hebt die Augenbrauen. Schweigend setzt er sich neben uns.

»Ich brauche Urlaub«, sagt er. »Aber ich war so oft krank. Eberlein genehmigt mir den bestimmt nicht.«

»Willste wegfahren?«, fragt Fisch.

»Nee, wieder umziehen aufs Land. Hab den Versetzungsantrag gestellt. Ich kann nicht hier bleiben.«

»Warum nicht? Was willste in so nem Landpostamt? Alles alleine machen? Zustellen, mitnehmen, stempeln ... da wird man doch wahnsinnig.«

»Ich werde aber hier wahnsinnig, Fisch, glaub mir.«

»Komm, Rodi. Ich muss auch noch zu ihm. Gehen wir zusammen.« Sein Gesicht hellt sich auf. Er steht auf. Hand heben zum Gruß. Fisch zieht das Export leer. Ich öffne die Türen.

»Danke, dass Ihr mich nach Hause gebracht habt und den Mund gehalten. Echte Kollegen.«

»Mach dir keinen Kopf deswegen. Drück lieber auf den Knopf.« Er drückt, die Tür geht quietschend zu, ich denke an Silvia. Selber Fahrstuhl, selbes Quietschen. Mein Espresso duftet. Ich trinke einen Schluck. Rodi sieht mich an.

»Wie geht es Klara?«

»Sie küsst andere, wenn ich dabei stehe, nimmt meine Geschenke und lässt sich von denen ein Getränk nach dem anderen zahlen. Stell dir vor, am Samstag hat einer ihre ...«, er greift sich an die Brust, »ihre Dinger in den Händen, rüttelt daran, als wollte er Butter schlagen. Sie lacht und sieht mich an.« Er ist für einen Moment still. »Am liebsten hätte ich den Laden angezündet.«

»Keine gute Idee. Schließlich wohnst du ja über dem Laden.«

»Ich muss hier weg!«

»Ein kluger Gedanke. Pforzheim ist nicht deine Welt.«

Wir sind oben, die Tür öffnet, Rodi schiebt die Außentür auf, Eberlein hastet mit hoher Schrittgeschwindigkeit an uns vorbei und verschwindet im Querflur.

»Sieht aus, als wäre er im Stress«, sagt Rodi.

»Er ist immer im Stress. Den hat er erst nicht mehr, wenn er tot ist. Dann hat der Himmel Stress.« Rodi lacht. Lachen hilft, hört man allenthalben. Hier stimmt das nicht. Hier ist Lachen meist Verzweiflung.

»Kommen Sie rein, meine Herren.« Wir treten ein. Er greift nach einem Formular auf dem Tisch, hebt es vor sich. »Rolf-Dieter! Versetzungsantrag aufs Land! Erst von der Pampa hierher, dann wieder zurück ... ja, wo sind wir denn?« Er zerreisst das Papier. »So! Ich brauche jeden Mann. Den ganzen Tag Löcher stopfen. Die Titanic war ein Scheiß dagegen! Bald könnt

Ihr mich mit den Füßen voraus aus dem Gebäude tragen, wenn das so weitergeht! Meine Frau redet mich schon mit Sie an, und ruft die Polizei, weil sie den Kerl nicht kennt, der zur Haustür reinkommt! Und dann so einen Versetzungsantrag! Mann, Mann, Mann ...« Eberlein pfeffert die Fetzen in den Papierkorb und setzt sich. Der Holzdrehstuhl quietscht ähnlich der Fahrstuhltür. In Gedanken versunken dreht er sich einmal um die Achse.

»Und was willst du, Heinrich?«

»Ich wollte nur sagen, dass ich meine vier Wochen Urlaub auf zwei Wochen verkürze und lieber im Herbst noch zwei Wochen nehme. Suchen Sie sich raus, welche zwei Wochen Sie wegstreichen. Mir ist das gleich.«

Umgehend sucht er den Kalender unter all den Papierstapeln, fährt mit dem Finger die Spalten ab, überlegt hin und her und kneift ein Auge zu. So sieht er mich an. Fehlt nur die Augenklappe.

»Löblich, sehr löblich. In dieser Zeit ist Carsten im Urlaub. Ich setze dich an seine Stelle für die ersten zwei Wochen und trage dich als Hauptdienst 2 ein. Traust du dir das zu?«

»Jederzeit.«

Er winkt uns raus. Rodi schweigt bis zum Fahrstuhl. »Ich nehme die Treppe«, sagt er dann.

Walter ist nicht im Musikkeller, dafür Sabine, seine Freundin, die normalerweise nur aushilft, wenn die Sintflut schon über uns hinweggezogen ist.

»Was ist passiert?«

»Er ist besoffen gegen das Balkongeländer gefallen. Genau auf die Fresse. Jetzt sitzt er grad beim Kieferchirurg, die Trümmer rausholen.«

Unwillkürlich verziehe ich das Gesicht. Der Schmerz klopft selbst an meine Tür, wenn ich das höre. »Was kann ich dir geben? Das Übliche?«

Ich nicke und greife nach einem Block auf der Spüle. »Darf ich?«

»Klar, nimm dir. Sind noch genug da. Kugelschreiber haste?«

»Hab ich«, sage ich, starre auf die Flaschen gegenüber und schreibe.

Unterführung

*Tür zumachen / von außen und
Lärm Menschen / Southern Comfort
drin lassen / Treppe hinab
zur Unterführung / Kalte Winterluft
Lungen schmerzen / Schritt um Schritt
Sinnloses in den / Schaufenstern
Nachgeburten von / Zivilisation
Kein Traumbild / Eine Plastiktüte
REWE-Rotwein drin / Warum nicht
mitnehmen / nach Hause gehen
Hab vergessen / wo das ist*

Alles tritt in den Hintergrund. Musik, Stimmen der Gäste, Sabines Fluchen wegen Walters Ungeschicktheit, die Welt wird nebensächlich, fast still. Schreiben will ich. Nichts anderes. Es soll zwischen mir und der Welt stehen. Wer es liest und versteht, der darf hinein, wer nichts damit anfangen kann und Fragezeichen über dem Kopf hat, muss leider draußen bleiben. Nein, nicht leider.

Ahnungslos

*Diese Sätze / in meinem Kopf
gepresste Worte / von irgendwo
von irgendwem / Infernalisches*

*feindlich / schmiegen sich
an meine Tränen / und drängeln
nach draußen / Aber es geht nicht
Schleusen bleiben / geschlossen
Ich ertrinke / in mir
Und du bist / ahnungslos*

»Kann ich mal lesen?« Sabine steht an der Spüle, lässt das Wasser ab, trocknet die Hände.

»Wenn du es entziffern kannst.«

Ihre ausgestreckte Hand ist neben meinem Glas. Ich lege den Block hinein und trinke die Hälfte in einem Zug. Ihr Kopf schwankt leicht hin und her. Walters Mischungsverhältnis ist besser, zugunsten des Alkohols. Ich trinke leer.

»Warste schon mal bei ner professionellen Hilfe?« Sie legt den Block aufs Thekenholz. Ich zeige aufs Papier.

»Das ist meine professionelle Hilfe. Mach bitte noch eine Mischung. Danke.«

Kapitel 21

Wo sind wir

Ich lasse die Tasten der Triumph-Adler glühen. Gedicht um Gedicht haue ich aufs Papier. In der Holzgartenstraße habe ich einen Drucker kennengelernt, der mir die Worte zu einem Buch bündeln will. Der Preis ist okay, wenn ich mindestens einhundert abnehme. Dann klingelt das Telefon. Die Melodie hatte ich schon ganz vergessen. Kurz warten, dann hebe ich ab.

»Finanzamt Pforzheim, Vollstreckungsstelle, Apparat Heinrich.«

»Hallo?«

»Möchten Sie vollstreckt werden?«

»Hallo? Heinrich? Ich bin's, Alexander.«

»Du bist es. Wie ist die Lage?«

»Gut, gut. Hast du frei?«

»Es ist Samstagnachmittag, also, ja, für heute habe ich frei.«

»Ich möchte dich einladen. Wo gehen wir hin?«

»Einladen zu was?«

»Egal. Eis oder Essen oder was trinken oder alles zusammen ...«

»Junge! Du bist ja richtig enthusiastisch! Also, dann laufe ich jetzt zum Spanier. Weißt du, wo das ist?«

»In der Westlichen.«

»Du brauchst länger als ich. Treffen wir uns in ner knappen Stunde, okay? Dann kann ich noch duschen.«

»Ist gut, Heinrich. Ich mach mich auf den Weg.« Es klickt in der Leitung. Den Hörer lege ich auf den Tisch und tippe weiter, aber etwas hat mich aus der Strömung getragen. Die Wohnung ist still, das ganze Haus ist still. Meist alte Leute, keine Kinder, nur ich als Jungspund. Mir soll es recht sein. So

gibt es keine Probleme. Nichts ist schlimmer als laute Nachbarn. Seufzend stehe ich auf, fülle in der Küche ein Glas mit Southern und trinke es langsam, am Fenster stehend. Fast wolkenlos, keine Hitze. Wind bewegt die Bäume am Enzufer. Ich kippe das Fenster. Das Rauschen der Furt ist augenblicklich um mich und füllt den Raum. Noch ein Glas, dann werde ich in der Duschwanne das Porzellan nicht mehr berühren.

Ich bin zu früh und in eine Wolke aus Lagerfeld eingehüllt. Kaum jemand mag dieses Parfüm. Ich schon. Eine Tasse Milchkaffee steht vor mir, das erste Spiel der spanischen Liga hat bereits begonnen, aber nur wenig Zuschauer sind im Raum. Der Wirt trocknet Gläser, schaut ab und zu auf die Mattscheibe, schüttelt jedoch meist den Kopf. Ich rauche eine Schwarze Hand, schlürfe am Kaffee und denke ans Schreiben. Mehr als zweihundert Gedichte habe ich inzwischen. Und zwei Kurzgeschichten, aber die halte ich noch für zu blass. Was müsste ich tun, um nur noch die Schreibmaschine zu benutzen? Am Ende führt kein Weg vorbei an einem Roman. Wir sind nicht in den Vereinigten Staaten, wo die Kurzgeschichten einen ähnlich hohen Stellenwert innehaben wie die Novelle, der Roman. Ich lebe im Land der Hardcore-Germanisten, den Jüngern Schillers, Goethes und Hölderlins. Ich bin nicht als Teil der Familie Mann aufgewachsen und habe kein Talent, eine Buchseite mit einem einzigen Satz zu füllen. Jedenfalls habe ich so eine Fähigkeit bisher nicht entdeckt an mir. Ich kann nur beschreiben, in welche dunkle Ecke sich meine Seele verkrochen hat.

Die Tür geht auf, Alexander kommt herein. So langsam beginnt er wieder auszusehen, wie ich ihn in Erinnerung habe. Meine Hand hebt sich wie von selbst und er lächelt, geht die paar Meter, setzt sich und atmet tief ein, obwohl die Atemluft hier drin rauchgeschwängert ist.

»Tolle Atmosphäre hier.«

»Ja, bin recht oft hier zum essen. Einfach, gut und nicht teuer.«

Er setzt sich aufrecht und legt beide Hände flach auf den Tisch. Zweimal nickt er. Offenbar gibt es Wichtiges.

»Ich habe eine Arbeit.« Bevor ich etwas sagen kann, hebt er die Hand.
»Kann sein, dass es nicht ganz das ist, was du als normal empfindest. Aber ich verdiene gut und ab dem nächsten Monat kann ich mein Leben selbst in die Hand nehmen.« Der Wirt stellt sich an die Stirnseite des Tisches, nickt Alexander zu und lauscht.

»Einen großen Apfel-Schorle, bitte.«

Ich bestelle gleich mit. »Bring bitte eine Flasche vom 85er Rioja, zwei Gläser und für mich eine doppelte Portion gegrillte Scampi, Hirtensalat, extra Zwiebelringe und Knoblauchbaguette.«

»Und für den Herrn?«

»Das klingt gut. Ich nehme das auch. Danke.«

Er verschwindet, kümmert sich um den Wein, gibt die Essensbestellung in die Küche, dann kommen zwei Gläser und eine rote Flüssigkeit in einer Dekantierkaraffe. Alexander schürzt die Lippen.

»Das macht man, damit der Wein atmen kann, oder?«

»Ja, und er muss Temperatur annehmen. Aber ich bin jetzt wirklich gespannt auf deinen Job.«

»Okay, also ... ich habe beim Hauptfriedhof angefangen. Leichen waschen, ankleiden, schminken, was man halt so macht, wenn die Angehörigen einen nett zurechtgemachten Toten sehen wollen.« Das lasse ich mir auf der Zunge zergehen. Leichenwäscher. Noch einmal: L-e-i-c-h-e-n-w-ä-s-c-h-e-r. »Du bist schockiert, stimmt's?«

»Nein, eher überrascht. Ich habe dich 15 Jahre nicht gesehen, weiß also nicht, ob du so eine Arbeit ohne Probleme erledigen kannst oder nicht. Ich meine, da kommen ja auch mal weniger gut aussehende Leichen. Unfälle mit dem Motorrad, in die Kettensäge gefallen, von der Lokomotive überrollt ...«

»Kommt vor.«

»Man darf nicht labil sein, denke ich. Und muss ein gewisses, wie soll ich sagen, intensives Interesse für die bleichen Damen und Herren haben, oder?«

»Also, mein Chef sagt, er prüft Bewerber immer auf Herz und Nieren und schon beim Vorstellungsgespräch sind wir ins Kühlhaus. Er hat mir diverse Exemplare gezeigt. Das war okay.«

»Zeigen und den Schniedel waschen ist aber ein Unterschied.«

»Ich werde es auf jeden Fall versuchen ...«

»Und Kinder«, sage ich noch. Alexander schluckt. Aber er will es. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. »Na gut, also, wenn es dir schwerfällt und du loswerden willst, was an Bildern durch deinen Kopf geistert, dann klingelst du durch. Ich bin da.«

Er ruckt vor zur Tischkante. »Danke, Heinrich ... wirklich. Ich glaube, es war Karma, dass wir uns begegnet sind.« Ich finde, der Rioja hat genug geatmet und schenke uns beiden ein. Alexander will trinken. Ich schüttele den Kopf, nehme das Glas, schwenke und rieche, zweimal, dann probiere ich einen kleinen Schluck. Im Mund in jede Ecke drücken. Er macht es mir nach.

»Schmeckt fantastisch«, stelle ich fest. »Im Übrigen glaube ich nicht an Karma oder anderen Quatsch.« Die Scampi kommen. »Jetzt drehen wir erst mal diesen niedlichen Tierchen den Kopf ab.«

Kurz vor Mitternacht sitzen wir hinter der Feuerwehr an der Enz. Ganz fit bin ich nicht mehr. Zwei Flaschen Rioja, vier Osborne und zwei Jacky-Cola ist zu viel durcheinander. Alexander hat sich zurückgehalten. Immerhin hat er sich einverstanden erklärt, dass ich die Getränke übernehme, denn die Rechnung hätte sein Budget gesprengt. In einem Atemzug küsst er meine Wange und legt den Arm um mich.

»Du hast gesagt, du glaubst nicht an Karma. Aber wir haben uns doch getroffen, nicht wahr?«

»Haben wir. Zufall. Da du wieder in Pforzheim bist, wären wir uns früher oder später über den Weg gelaufen. Ist ja ein Dorf.« Er wirft ein Stück Holz Richtung Wasser. Es verschwindet im Dunkeln.

»Aber uns verbindet etwas«, nimmt er den Faden wieder auf. Ich lehne mich an, strecke die Beine aus und atme tief ein. Das Essen war mal wieder herausragend. Ich weiß jetzt, wie Alexanders Ex aussieht, der kleine Marc, Bilder von der Geburt, alles lacht und ist froh.

»Da hast du verdammt recht. Das tut es. Es hat uns zusammengeschweißt. Vermutlich ewig.«

»... vermutlich ewig«, wiederholt er. »Wenn mein Alter nicht im Suff gestorben wäre, hätte ich ihn umgebracht. Mein Plan stand fest. Weißt du das?«

»Nein, wie sollte ich das wissen. Über so was haben wir nicht geredet. Hätte ich aber mitgemacht. Deinen Bruder und dich in Sicherheit bringen, das haben wir getan. So viel haben wir schon kapiert.«

»Ja, Erik ... er hat dir meist die Tür geöffnet. Weiß ich noch. Ich hab mich im Bad verkrochen.«

»Was ist eigentlich mit deiner Mutter?«

»Hat wieder geheiratet. Vier oder fünf Jahre später. Einen Nichtsnutz.«

»Lebt also noch?«

»Schon, aber wir haben keinen Kontakt mehr, seit sie weiß, dass ich ... na, du weißt schon.«

»Dass du schwul bist.«

»Ja. Ich dachte immer, das kommt, weil ... also ... keine Ahnung, Heinrich. Ich krieg die Bilder nicht aus dem Kopf. Du etwa?«

»Ich bearbeite sie. Zeile für Zeile. Wort für Wort. Jeden Buchstaben habe ich mir gemerkt.«

»Weiß das jemand?«

»Du, ich und diejenigen, die uns das angetan haben.«

»Ja, deswegen habe ich gedacht, ich bin so, weil sie uns das angetan haben. Und, ob du es glaubst oder nicht, aber bisher hat mich noch keiner da hinten berührt. Vorne, ja, aber hinten ... es tut schon weh, wenn ich auch nur dran denke.«

»Das glaube ich dir aufs Wort, Alexander. Ich habe Hämorrhoiden. Blutet immer wieder. Nur ich darf mich eincremen. Also, es verbindet uns. Bis wir nicht mehr sind.« Er drückt mich an sich. So war es vor fünfzehn Jahren. Ich erinnere mich. Auf dem Spielplatz, auf dem Schulhof, wir waren eins. Er hatte den Arm um mich gelegt, ich meinen um ihn. Gelacht haben wir zusammen. Und geweint. Jetzt tue ich das auch, den Arm um ihn legen und fest an mich pressen.

»Ohje«, sagt er. »Du hast ganz schön Kraft. Ein bisschen weniger stark wäre mir lieber. Krieg ich Panik sonst.«

»Entschuldigung. Kein Problem, Alexander.«

»Erik fehlt«, sagt er leise.

»Fünfzehn Jahre fehlen«, sage ich.

Ich stelle Kaffee auf.

»Du verträgst einiges, kann das sein?«

»Ach, das darf man nicht überbewerten. Ist unterschiedlich bei den Menschen, weißte doch. Mal mehr, mal weniger.«

»Kann ich bei dir schlafen?« Ich schau ihn an. Bald ist er es wieder, der Alexander mit der ungezähmten Lockenmähne. Wahrscheinlich wird er eine Haube tragen müssen, wenn er Leichen zurechtmacht.

»Warum nicht? Bist du müde? Ich hole Kissen und eine dünne Decke. Ist ja warm. Es sei denn, du frierst schnell, dann gebe ich dir lieber einen Schlafsack ...«

»Nein, nein. Dünne Decke genügt.«

»Gut. Du weißt ja, wo und wie, an der Couch hat sich nichts geändert. Ich trinke noch in Ruhe einen Kaffee.«

»Jetzt noch Kaffee? Ich würde die ganze Nacht durch die Wohnung laufen und mit den Fingern schnippen oder den Zähnen knirschen.«

Fast muss ich lachen, aber es wird nur ein Rauspressen der Luft. Er steht auf, hält kurz inne, dann geht er ins Wohnzimmer. Wo sind eigentlich die Tränen, wenn man sie braucht? Es blubbert, gurgelt, dann ein letztes Zischen. Der Espresso duftet. Ich gieße eine kleine Tasse voll, rühre Zucker ein und greife nach dem Schreibblock auf dem Regal. Auf dem Tisch liegt der Füller.

Toller Abend

Kneipe / Kumpels / Freunde

Freundinnen / Lachen / Witze

Fassade vorher

geduscht und gebürstet

*Toll Super Astrein
Arbeit Urlaub / Fernseher neu
Politik scheiße / Trinken
auf Schultern klopfen
Nach Hause gehen / Allein
Nichts geschieht / Nur Tränen
hinten im Bus*

Es ist die Stunde des Schreibens. Die Stille der Worte. Ich weiß gar nicht, wann all die Buchstaben begonnen haben aus mir herauszufließen. Ich kann mich gut erinnern. Volksschule Dillweissenstein. Wenn es hieß, schreibt etwas, dann habe ich geschrieben, geschrieben und immer weiter geschrieben; was natürlich entsprechend negativ kommentiert wurde. *Die blühende Fantasie des Jungen, nett. Aber das wird ihm später im Beruf auf die Füße fallen. Zügeln, fokussieren. Konzentration.* Ich bin konzentriert. Ich kann acht Stunden schreiben und verliere keine Sekunde die Konzentration. Aber sie hatten recht. Das mit dem Leben gibt nix.

Dich

*Mich wehren / dagegen stemmen
Verdrängen und / weit weg schieben
In Southern Comfort ertränken
aber ich kann dich
nicht vergessen / Ich muss
an dich denken / Hab Angst
vor der Zeit wenn du aus
meinem Kopf
verschwunden bist
mein Herz verlassen hast*

es dich nicht mehr gibt
Ein erloschenes Feuer
im Frühnebel

Ich lausche. Von Alexander ist nichts zu hören. In einem Zug kippe ich den Espresso, schalte das Licht aus, putze die Zähne und gehe ins Bett.

Das Fenster ist offen, die Furt rauscht. Was sonst ein bewährtes Einschlafmittel ist, treibt mich gerade in den Wahnsinn. Der Alkoholnebel lichtet sich mehr und mehr. Ich bin gefangen zwischen den Bildern. Sequenzen und mitten drin ich. Eine infernalische Wut reißt mich entzwei. Es ist die Wut. Sie ist es, die mich treibt. An nichts kann ich mich so kristallklar erinnern, wie an die Wut. Eines Tages beschloss sie, zu bleiben. Sich häuslich einzurichten in einem Teil meines Herzens. Ich kann nicht atmen und richte mich auf. Im Türrahmen steht ein Schatten.

»Heinrich ... was ist denn los? Du hast nach jemand gerufen.«

»Alexander, Mann! Du hast mich erschreckt! Ich hab noch gar nicht geschlafen. Dass ich gerufen hätte, wüsste ich aber ...«

»Nach einer Silvia ...«

»Echt?«

»Mh.«

Wir sagen nichts mehr. Er im Türrahmen, ich angelehnt an das Rückenteil. Ein schwacher Luftzug kommt durchs gekippte Fenster.

»Kann ich mich zu dir legen?«

»Gerne.«

Alexander kommt. Nackt. Wie ich es bin. Ich muss ihn in den Arm nehmen. Und er mich. Wir sind wieder acht.

»Ich möchte nichts von dir, Heinrich. Nur halten.«

»Ich weiß, nur halten.« Ich rutsche neben ihn, Kopf an Kopf. Die rauen Narben sind überall. Ich will sie nicht spüren, denn sie bedeuten Gewalt.

»Ich verstehe wirklich nicht, warum du so bist, wie du bist. Wie du so sein kannst?«

»Wie bin ich denn?«

»Bist bei der Post, gehst jeden Tag arbeiten, hast eine Wohnung, im Kühlschrank ist was drin, Rechnungen bezahlt ...« Er schweigt für einen Atemzug. »Na gut, du schreibst Gedichte. Ich habe ein paar gelesen, aber den Rest habe ich nicht geschafft. Die gehen mir zu nah.«

»Und du?«

»Und ich?« Er lacht kurz. Ich kann es mir nicht verkneifen. Mit dem Zeigefinger beginne ich an einer Narbe, fahre sie nach, wechsle zur nächsten, eine nach der anderen, es hört gar nicht auf.

»Und du bist zärtlich«, sagt er statt einer Antwort auf meine Frage. »Hast du von diesen Jungs mal wieder welche gesehen?«

Ich nicke im Dunkeln. »Hab ich. Zwei. Von einem weiß ich genau, dass er mich erkannt hat, oder besser: nie vergessen.«

»Würdest du ihnen etwas antun?«

»Nein. Täte ich das, wäre ich in diesem Augenblick nur eine Kopie dieser Kerle.«

»Aber ...« Alexanders Stimme ist weg, hat einfach versagt.

»Sage ich: *Denk nicht mehr drüber nach*, wäre das ein dämlicher Rat, denn das wirst du. Du wirst bald gutes Geld verdienen. Musst du nicht Unterhalt zahlen? Konzentrier dich darauf. Konzentrier dich auf deinen Sohn. Du bist nicht so wie dein Alter, nicht so wie diese Kerle. Dein Sohn braucht dich, nicht diese Idioten. Genau das ist anders. Wir sind anders, Alexander.« Doch er wird sich die Gedanken machen. Ebenso wie ich. Wir beide werden

das tun. Dieses gemeinsame Band ist in uns. Alexander weint nicht. Er ist wohl einfach leer. Ich bin es ebenfalls.

Kapitel 22

Des Messers Schneide

Dieses Jahr hat etwas an sich, das ich nicht fassen kann. Die Menschen vegetieren vor sich hin, fühlen sich ekstatisch im Bad der Einsamkeit. Geborgen im Alleinsein. Als wäre das eine besondere Auszeichnung. Das ist es nur für die Wenigsten. Ob ich einer dieser Wenigen bin oder sein werde, habe ich noch nicht herausgefunden. Jedenfalls bin ich intensiv eingestiegen in dieses Lebensmodell. Damals, als kleiner Heinrich mit erwachendem Bewusstsein, ahnte ich, dass diese Welt nichts für mich ist. Sie war es offensichtlich auch nicht für Walze, für Albert. Am Dienstag wurde er beerdigt. Viele Kollegen waren anwesend, mich eingeschlossen. Multiples Organversagen. Klingt interessanter als es ist. Der Letzte macht das Licht aus, so in etwa wird es in Walze ausgesehen haben. Vielleicht war er auch froh drum, hat das weiße Licht begrüßt, die Wärme. Das ganz Besondere war der Leichenschmaus, abgesehen vom schlechten Kaffee in einem noch schlechteren Café, saßen an den Tischen die nächsten Kandidaten. Gevatter Tod ging hinter uns vorbei und schnupperte am Nacken seiner baldigen Kundschaft. In diesem Café, bei miesem Käsekuchen, stand es in klaren, großen Buchstaben vor meinem inneren Auge: Ich muss das Ende finden, sonst kommt das Ende zu dir.

Alexander arbeitet wie ein Wilder, so seine Erzählungen, was ich ihm glaube. Allerdings sehen wir uns nicht mehr sehr oft. Ich kann mir vorstellen, an was das liegt: am Geruch. Kurz vor meinem Urlaub habe ich ihn nach diesem Geruch gefragt. Er wurde rot. Eine Mischung aus Formaldehyd, Ethanol und noch einigen anderen Düften. Seither

telefonieren wir nur noch. Meinen Anfragen bezüglich zum Spanier gehen, weicht er aus. Ich habe bei Douglas Davidoff Zino gekauft, einpacken und an seine Adresse als Geschenk verschicken lassen. Gruß an den Kollegen im 14er ... genutzt hat es nichts. Ein Anruf beim Hauptfriedhof bestätigt, dass er genau in diesem Moment anwesend ist, aber keine Zeit hat, um an den Hörer zu kommen.

Jetzt ist es Montagmorgen, der erste Urlaubstag und ich habe das Telefon auf dem Küchentisch, eine Tasse Espresso vor mir, die Lucky in der rechten Hand. Die Telefonnummer des Seeblick im Kopf. Sara öffnet um neun Uhr. Pünktlich mit dem Minutenzeiger auf der Zwölf, wähle ich die Nummer. Sie geht dran.

»Sara, ich bin's, Heinrich.«

»Heinrich! Ist es so weit? Hast du Urlaub?«

»Ich fahr in einer Stunde los.«

»Scheiße, ich freu mich!«

»Ich mich auch.«

»Fahr vorsichtig!«

»Klar. Immer.«

Wir legen auf. Natürlich freue ich mich. Gelogen habe ich nicht. Doch wir reden von unterschiedlichem Freuen, da bin ich sicher. Sie ist ein angenehmer Mensch, aber in meinem Herz wohnt immer noch Silvia. Sara hat in ihrem Herzen Platz gemacht für mich und wartet darauf, dass ich einziehe. Das kann ich nicht.

Hinter der Tasse liegt der Füller. Ich stecke ihn in die Hemdtasche, trinke den Espresso leer, spüle die Tasse aus und stehe auf. Alle Lichter sind aus, Kühlschranks so gut wie leer, die Triumph-Adler abgedeckt. Mit dem

Rucksack über der Schulter gehe ich aus der Wohnung, klinge beim Nachbar, gebe ihm den zweiten Schlüsselbund und die Erlaubnis, alle Post aus dem Briefkasten zu holen. Wenn etwas von einem Amt dabei ist, kann er mich unter der Friedrichshafener Nummer erreichen. Alle seine banalen Fragen beantworte ich mit Ja oder Auf jeden Fall.

300 Kilometer fahren und sich an keinen Meter erinnern, das kommt nicht oft vor. Schon beim Ausparken in Pforzheim, wusste ich, welches Ziel ich ansteuere: Silvia ehemalige Adresse. Jemand anderes ist eingezogen. Sie ist wie vom Erdboden verschluckt. Dann also der Parkplatz des Norma. Zum Seeblick, ein echter Euphemismus. Sara füllt den Kühlschrank mit Apfelsaft und Sprudel, ich strecke mich übers Thekenholz.

»Da bin ich«, sage ich. Kurz nur stutzt sie, kneift beide Augen zusammen und wäre fast über den halbleeren Kasten gestolpert, so eilig hat sie es, springt an mir hoch, ungeachtet der fünf Gäste, die das registrieren, aber zu keiner Regung fähig sind.

»Heinrich ... endlich!«

»Hallo, Sara. Wie geht's dir?«

»Jetzt wieder besser.«

Ich möchte lächeln, komme aber nicht weit. Ihre Lippen kommen mir zuvor, eine wilde Zunge sucht nach Leben in meinem Mund und findet es. Sara kann wirklich gut küssen. Es ist nicht die Kopie eines Hollywood-Films, es kommt direkt aus ihrem Herzen. Ich setze sie auf einem Barhocker ab.

»Wie lange bleibst du?«

»Ich kann die ganzen zwei Wochen bleiben, wenn du möchtest. Wenn mir die Klamotten ausgehen, kaufe ich hier ein paar neue.«

»Zwei Wochen ...«

»Ich koche, mache Frühstück und Abendessen, und immer dann, wenn deine Cousine Zeit hat, gehen wir an den See oder fahren nach Lindau oder Bregenz, wie du möchtest.«

»Wie ein verliebtes Pärchen ...«

»Was wir ja auch sind.«

Sie nickt, rutscht vom Stuhl und gibt mir den Schlüssel. »Hier, bring deine Sachen hoch. Oben steht noch Obstsalat im Kühlschrank.«

»Ich trage den Rucksack hoch, komme wieder runter und helfe dir ein bisschen. Wie wär's?«

»Sara! Krieg ich noch eins?!« Einer der Gäste ist wach geworden.

»Kommt gleich!«

Ich nehme den Schlüssel, streiche über Saras hochgesteckte Haare und gehe zum Opel.

»Hat deine Cousine keine Familie? Kinder? Oder einen Job? Sie hilft dir ziemlich viel, oder?«

»Pauline ... ja, ohne sie würde ich das hier nicht schaffen. Sie ist eine Seele von Mensch. Und nein, sie hat keine Familie, nur mich«, sie sieht durch mich hindurch. »Eltern hat sie noch, aber die sind fertig mit ihr. Oder sie mit ihnen. Onkel Gustav und Tante Waltraud, schreckliche Menschen. Haben Pauline ins Kloster gesteckt. Sie dachten, die Tochter schützt man am besten im Kloster vor der bösen Welt.«

»Aber sie ist nicht freiwillig rein, oder?«

»Doch, ist sie. Da war sie noch auf Linie.«

»Auf Linie ... das hört sich gut an.«

»Naja, das hier ist Oberschwaben. Da ticken die Uhren anders.«

»Aber sie ist offenbar nicht auf Linie geblieben.«

»Immerhin knappe zehn Jahre. Dann hatte sie die Nase voll von Gott, frühem Aufstehen, putzen, kochen, waschen, beten und nur klammheimlich masturbieren.«

»Verstehe. Kann ich nachvollziehen. Dann ist sie ausgebüxt.«

»Sie hat einen Handwerker kennengelernt, der hin und wieder im Kloster Aufträge ausführte. In den hat sie sich verliebt und er versprach ihr den Himmel auf Erden.«

»Lass mich raten: Das ging in die Hose.«

»In der Tat. Jetzt jobbt sie halbtags in der Bäckerei. Die Wohnung gehört dem Bäcker. Ab und zu darf er mal zwischen ihre Schenkel, dafür hat sie eine günstige Miete und gut bezahlte Arbeit.« Sara sitzt auf mir, legt sich auf meine Brust, den Kopf unter meinem Kinn. Mit den Fingerspitzen streiche ich ihren Rücken hoch und runter. »Erzähl mir von Pforzheim. Von der Post oder diesem Alexander, der plötzlich aufgetaucht ist.« Sara stützt sich ab, zieht Shirt und BH aus, mir das Hemd, dann legt sie sich wieder auf mich. »Nimm beide Hände. Streichel mich.«

Das tue ich, gebe mir wirkliche Mühe und achte auf jedes Geräusch, jedes Zucken und Vibrieren. Sie hat es verdient. Ich empfinde sehr viel für sie. Ich bin verliebt, ohne Zweifel. Aber sie ist nicht die andere Hälfte. Etwas fehlt. Oder ich bin nicht die andere Hälfte. Mir fehlt etwas. Aber sie ist eines auf jeden Fall: ehrlich. So erzähle ich von Alexander, aber nicht was ist, sondern was war. Dass wir uns am ersten Tag in der Grundschule kennengelernt haben, nebeneinander saßen. Er kaum bei mir war, weil er nicht durfte, ich nur wenig bei ihm, denn sein Vater war ein Vulkan auf zwei Beinen. Immer eine volle Magmakammer im Bauch. Unberechenbar. Also spielten wir meist draußen. Doch draußen waren die großen Jungs, deren Pisse wir

trinken mussten, die uns Äste und Stöcke in den Hintern steckten und hin und wieder auch ein Glied, wenn sie schafften, dass es steif wird. Sara lauscht. Sie atmet kaum, zittert. Ich breite die Decke über uns aus. Dann ist da noch die Schuld, die Alexander mit sich herumträgt. Als sie ihn zwangen, mir den Stock in den Hintern zu stecken. Mir, seinem Freund. Dass ihn dieses Gewicht seither in den Boden zieht, am Atmen hindert.

»Bist du wütend auf ihn?«, kommt es leise von Sara.

»Nein. Weder damals noch heute. Nie war ich das. Ich war nur wütend auf diese Kerle. Aber ich glaube, in Alexander ist dieses Gefühl von Schuld Eisen geworden. Ich bezweifle, dass er es je los wird.«

»Das kann ich verstehen. Aber was war denn mit deinen Eltern? Gab es da niemand?«

»Ich oder wir wurden fast wöchentlich verprügelt. Mitten auf der Straße. Pisse trinken, mitten auf der Straße. Ich bin sicher, das wurde beobachtet. Meine Mutter hat den ganzen Tag gearbeitet, mein Vater war beschäftigt mit seiner Arbeit, den Kumpels, dem Alkohol und zocken. Ich war bei meiner nicht mehr so fitten Oma. Nur einmal kam sie, als fünf Jungs auf uns losgingen. Sie wurde ausgelacht, verhöhnt, von ihnen umkreist ... naja, ich bin auch hier sicher, dass einige hinter den Gardinen waren und das beobachtet haben.«

»Heinrich?«

»Hm?«

»Bitte hör auf zu erzählen. Ich kann nicht mehr.«

»Entschuldigung. Das war nicht meine Absicht.«

»Nein, nicht entschuldigen.« Die Uhr auf dem Tisch zeigt kurz nach Mitternacht. Sara liegt still. Ich spüre ihren Busen, die warme Haut. Das Haar riecht noch nach Seeblick. »Hast du das schon mal jemand erzählt?«

»Nein, du bist die erste.«

»Danke. Wirklich, das meine ich ernst.«

»Ich weiß, dass du es ernst meinst. Ist schon seltsam. So vielen hätte ich das erzählen können und hab es nicht gemacht. Dich kenne ich kaum und es läuft einfach raus.«

»Du vertraust mir. Und ich dir. Mehr braucht es manchmal nicht.«

»Ja, Vertrauen, das hat Seltenheitswert. Gehen wir ins Bett? Ich bin müde. Wir haben noch genug Zeit.«

»Klar. Aber ich habe meine Tage und da will ich immer nur meine Ruhe. Ist das okay?«

»Ist okay. Wir halten uns einfach fest.«

Manchmal schauen die Menschen uns etwas länger nach oder tuscheln. Sara ist eine schöne Frau, ungezwungen, hat Tiefgang, denkt um ein paar Ecken, urteilt zurückhaltend, ist neugierig und sehr erfahren, aber man sieht ihr die 43 Jahre an. Eine Kneipe zu haben ist etwas anderes als einen Beauty-Salon. Zigaretten, Alkohol, die trockene Luft, das zehrt am Körper. Und sie ist zäh, oder besser: abgeklärt. Was sie sich für Geschichten anhören muss den lieben langen Tag, erfordert schon eine gehörige Widerstandskraft. Im Grunde hat sie viel von Walter. Außen rauh, innen ein sanfter Jadestein. Und dass ich noch keine 43 Jahre auf dem Buckel habe, ist ersichtlich. Junger Kerl angelt sich reife Frau, so stünde es im Boulevard. Oder umgekehrt. Je nach Leserschaft. Mir ist das egal und ihr ebenso. Dass es uns beiden so egal ist, dass es uns gefällt, was wir tun, miteinander schlafen ohne Hast, ohne dass wir uns beweisen müssen, bringt mich auf die Idee, an den Bodensee zu ziehen. In Friedrichshafen ist die

Arbeitsmarktlage gut. Große Firmen, grenznah, viele Touristen, der Plan nimmt Gestalt an.

Am vorletzten Tag der zwei Wochen sitzen wir abends im Eiscafé an der Seestraße. Sara hat ein orangefarbenes Jutekleid an, leicht gewebt. Sie ist braungebrannt vom Solarium neben dem Seeblick, trägt etwas Lippenstift, ein dunkles Violett, die Haare fallen in Wellen über die Schulter und enden knapp über dem Busen, dessen dunkle Warzen durchs Leinen schimmern. Ich habe die RayBan auf dem Kopf, Bermudas an und lehne an der Glasfront. Die Menschen ziehen vorbei. Da sind sie die Blicke. Manche bewundernd, andere stirnrunzelnd. Ich komme mir vor wie der lokale Pate, der die reifen Häschen mit sich führt und grinse unentwegt. Vielleicht sollte ich wie Don Corleone mit halb geöffneter Handschale königlich winken. Die Menschen sehen sowieso, was sie sehen wollen. Jede Erklärung ist überflüssig.

»Wir sind ein schönes Pärchen«, stellt Sara fest.

»Und vor allen Dingen ein interessantes Pärchen. Die Leute wissen nicht, was sie von uns halten sollen.«

Sie lacht. Ich mag es sehr, dieses Lachen. Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, ihr meine Gedanken mitzuteilen.

»Knapp zwei Wochen bin ich jetzt hier und es war der schönste Urlaub meines kurzen Lebens.« Ich nehme die Brille ab und sehe sie an. Sara beugt sich vor, die Unterarme auf den Schenkeln.

»Und?«

»Ich muss seit langem entscheiden, wohin ich gehen soll. Prüfungen bei der Post, okay, bestanden. Also warte ich auf die Übernahme. Aber ... will ich das?«

»Willst du?«

»Nein. Will ich nicht.«

Ihre Augen werden groß. Noch größer als sie schon sind. Über die Farbe der Pupillen habe ich mir in den letzten Tagen den Kopf zerbrochen. Nicht braun, aber auch nicht grün oder grau.

»Was willst du dann?«

»Mit dir zusammensein. Hier, in Friedrichshafen.«

»Krieg ich mal deine Brille?«

Ich gebe sie ihr, Sara zieht sie auf und lehnt sich an. Nicht nur sie hat einen Platz in ihrem Herzen für mich, auch ich habe Platz für sie freigeräumt. Es wurde Zeit. Sara schnieft, ein paar Tränen laufen unter der RayBan hervor, die braunen Wangen hinab. Ich gehe zahlen.

Die Würfel sind gefallen. Den Rubikon habe ich überschritten und Sara hat einen großen Anteil daran. Ich bin tatsächlich verliebt. Eine Woche werde ich für die Abwicklung sicher benötigen. Je schneller, desto besser. Kündigung, Arbeitsamt, Sperrfrist bekommen, meinem Vermieter noch sechs Wochen die Miete zahlen, Stadtwerke, der ganze Ablaufplan läuft wie ein Film vorwärts und rückwärts durch meinen Kopf, während ich auf der Autobahn gemütliche einhundert fahre. Auf dem Konto habe ich genug. Kein Kunststück, wenn man kaum was ausgibt und bei der Post Schicht arbeitet. Gegen Mittag komme ich nach Hause. Es ist Freitag. Der Anrufbeantworter blinkt. Eberlein fragt, ob ich auch wirklich am Montag den Dienst antrete, denn er würde mich wieder als Hauptdienst einsetzen. Eine Versicherung will mir ein Rentensparprogramm verkaufen. Und ein Herr Schäufele vom Friedhof hat angerufen. Er hätte einen Briefumschlag mit einem Namen und einer Telefonnummer, die er jetzt gerade anruft, aber

da niemand abhebt, soll dieser Jemand zurückrufen unter seiner Nummer. Ich notiere sie. Er sagt, es sei dringend. Ein Herr Schäufele vom Friedhof ... der Friedhof wird vom Landzusteller versorgt. Landzusteller sind diejenigen, die alles am Stadtrand anfahren. Schrebergärten und einsame Straßen. Ich wähle die Nummer. Eine Dame nimmt ab.

»Konstantin, hallo. Ein Herr Schäufele hat mich angerufen. Es läge ein Brief mit meinem Namen und meiner Telefonnummer bei ihnen. Ich solle dringend zurückrufen. Ist er da?« Sie ist einen Moment still. Papier raschelt.

»Ah ja, könnten Sie denn vorbeikommen? Er sagte, er wolle das so schnell als möglich vom Tisch haben.«

»Kann ich schon, aber mich würde interessieren, um was es geht? Hat es was mit Alexander Colmar zu tun?«

»Kommen Sie einfach«, sagt sie und legt auf. Einen Moment lang schaue ich auf den Hörer. Dauerton, dann wechselt er zum Besetztzeichen. Seufzend lege ich auf, nehme Schlüssel, ziehe die Schuhe wieder an und klinge beim Nachbar. Er fragt, wie der Urlaub war. Ganz hervorragend. Danke für das Herausholen der Briefe. Auf dem Weg zum Opel schaue ich kurz, wer was von mir will. Rechnungen, Werbung, unnötiger Kram.

Die Dame wartet schon. Sieht aus, als säße sie auf glühenden Kohlen.

»Hallo, ich bin der Anrufer. Heinrich Konstantin mit der Nummer 54433.«
Sie streckt die Hand aus.

»Darf ich Ihren Ausweis sehen?«

»Klar, dürfen Sie, aber ist ungewöhnlich, oder?«

»Bei uns hier ist nichts ungewöhnlich. Das ist ein Friedhof. Also, bitte den Ausweis.« Diskutieren zwecklos. Ich gebe ihr den Ausweis. Dreimal vergleicht sie das Foto mit meinem Gesicht.

»Keinen Bart mehr, wie Sie sehen. So finde ich mich schöner.« Mein Witz erzeugt keine sichtbare Reaktion. Er rutscht einfach unter ihren Stuhl. Sie holt einen Umschlag aus der Schublade, dazu ein Formular.

»Sie müssen hier unterschreiben, dass wir Ihnen den Brief ausgehändigt haben. Eine Kopie des Formulars sollten Sie mitnehmen.« Jetzt muss ich doch tief durchatmen. Die Dame geht mir auf den Nerv.

»Wenn ich nicht erfahre, um was es geht, unterschreibe ich gar nix. Im Brief kann ein Wisch liegen, auf dem steht, dass ich Ihnen 10.000 Mark schulde, also ...« Sie nickt mit zusammengepressten Lippen.

»Wir sind eine Friedhofsverwaltung, kein Wettbüro«, sagt sie und ist sichtlich verärgert. Ich zucke mit den Schultern. Sie überwindet sich. »Der Herr Colmar ist tot und ...«

»Was?!«

»Der Herr Colmar ist tot ...«, setzt sie erneut an, »und hat diesen Brief in seinem Spind hinterlassen.« Der Raum dreht sich langsam, dann schneller. Ich schaffe es in den Stuhl neben mir zu fallen. Alle Kraft ist aus mir entwichen.

»Um Gottes willen«, sagt sie, steht auf und rennt zum Waschbecken im Eck, macht ein Taschentuch nass und hält es in meinen Nacken. »Sie werden mir doch jetzt nicht ohnmächtig werden?«

»Was ist passiert?!«

»Das ist noch nie vorgekommen ... hier, in unseren Räumlichkeiten. Er hat sich im Kühlhaus entleibt.«

»Entleibt?! Wer zum Teufel redet denn so?!«

»Ich rede so!«

»Ich will das sehen! Zeigen Sie mir wo! Sonst werden Sie mich nicht los ...« Vorsichtig stehe ich auf, mit wackligen Knien, das Taschentuch fällt auf

den Boden. »Ich will das sehen!«

»Ja ... ich weiß nicht ...«

»Ich drehe gleich durch«, betone ich. Sie rennt raus, ich folge ihr, eine Hand an der Wand, den langen Flur entlang, dann rechts in eine Kammer. Kühlhaus zwei. Fliesen, Edelstahl, Klappen in der Wand.

»Hier«, sagt sie, dreht sich um und schaut auf ein Holzkreuz. »Er hat sich nackt in ein Kühlfach gelegt und dann die Adern geöffnet.«

»Entleibt ...«

»Mh.«

»Wann?«

»Vor sechs Tagen.«

»In welchem?«

»Die Nummer achtzehn.« Ich gehe zur Nummer achtzehn, öffne den Hebel

...

»Nein! Sie dürfen das nicht!«

Das Fach ist leer. Blitzblank. Edelstahl. Es riecht nach Desinfektion.

»Mir ist kalt«, sagt sie. »Bitte, gehen wir wieder zurück.« Ich bleibe stehen. Sie nimmt meine Hand und führt mich ins Büro. Noch eine Unterschrift, die Kopie. Draußen scheint die Sonne. Ich reiße den Brief auf. Im Umschlag ist nur ein Blatt. Krakelige Schrift. Danke für alles. Mehr nicht. Das war's. Danke für was? Meine Wut! Da ist sie! Fünfzehn Jahre alte Wut trifft auf einen Mülleimer. Ich hebe ihn hoch und werfe ihn gegen die Außenwand. Nur ein Macken im Putz. Jetzt werde ich umgehend zu Eberlein fahren und kündigen. Meine Zeit hier ist vorüber.

Ende

Kapitelübersicht

Die neue Kollegin

Woche eins, Tag eins

Zur besonderen Verwendung

Die Kundschaft

Regentag

Kommen Sie doch rein

Kataloge³

Es ist grell

Im dunklen Tann

Finsternis

Der Tag bricht an

Hunde und Hass

Schwarz und weiß

Frohe Weihnachten

Frohes Neues

Prüfungen

Sein oder nicht sein

Einbahnstraßen

Hoffnung und Illusion

Niederlagen

Wo sind wir

Des Messers Schneide